

Feuer, Lebenslust!

Erzählungen deutscher Einwanderer

Nicol Ljubic
Mohammad Aref
Radek Knapp
Selim Özdogan
Catalin Dorian Florescu
Zoran Drvenkar
Tzveta Sofronieva
Richard Duraj
Jefferson S. Chase
Natascha Wodin

Klett-Cotta

Ge fördert von der Robert Bosch Stiftung

Klett-Cotta

© J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,
Stuttgart 2003

Alle Rechte vorbehalten

Die erste Fassung der Erzählung „Das Singen der Fische“
von Natascha Wodin erschien in der Edition Künstlerhaus,
Verlag Das Wunderhorn, 2001.

Die Beiträge für die „Unterhaltungen deutscher Eingewanderten“
hat Maximilian Dorner zusammengestellt.

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags
Printed in Germany

Umschlaggestaltung: agentur identitaet, Solingen, Sabine Mann

Umschlagfoto: © apply pictures (apply design group)

Gesetzt aus der 9 pt Melior

von Offizin Wissenbach, Höchberg bei Würzburg

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt und gebunden
von Gutmann & Co., Talheim

ISBN 3-608-93516-9

Inhalt

Unterhaltungen deutscher Eingewanderten I	9
Nicol Ljubic: Halsaufschneider	15
Mohammad Aref: Parabel vom Perserkater	30
Radek Knapp: Miss Polonia 2002 – ein sexistischer Bericht ...	37
Unterhaltungen deutscher Eingewanderten II	57
Selim Özdoğan: Freuden der Jugend	64
Catalin Dorian Florescu: 11. September	90
Zoran Drvenkar: Ein Photo, das dir jemand schickt, der woanders lebt	122
Unterhaltungen deutscher Eingewanderten III	157
Tzveta Sofronieva: Berlin – Sofia – Berlin	162
Richard Duraj: Wiener Tage	192
Jefferson S. Chase: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande ...	201
Unterhaltungen deutscher Eingewanderten IV	229
Natascha Wodin: Das Singen der Fische	232

Halsaufschneider

Nicol Ljubic

Mohammad Aref
Radek Knapp
Selim Özdoğan
Catalin Dorian Florescu
Zoran Drvenkar
Tzvetz Sofronieva
Richard Dura
Jefferson S. Chase
Natascha Wodin

*Wesentlich
(Ljubic)*

Es kommt nicht oft vor, daß ich Abende außer Haus verbringe. Dieses Phlegma ist angeboren, jeder Versuch, mich dagegen zu wehren, erschöpft sich in einem kurzen Aufbäumen, dem, im nächsten Moment, die Ermattung folgt. Manchmal sehe ich mich von einem Dekubitus befallen: Ich liege im Bett, von Schmerzen der Fäulnis geplagt, während mir meine Mutter mit einem frottierten Waschlappen den Schlaf aus den Augen wischt. Wie oft war ich Mitglied in einem Fitneßstudio geworden, – fünfmal? sechsmal? – nach spätestens einer Woche kam mir der Gedanke, ich könne Übungen für Bauch, Rücken und Arme auch zu Hause machen, so sparte ich mir den Weg und den Anblick der Trainierten im Duschraum. Zu Hause aber war die Versuchung zu groß; statt mich mit fünf Liegestützen zu quälen, legte ich mich aufs Sofa und las, bis mir das Buch zu schwer wurde. Dann legte ich es auf meinen Bauch und redete mir ein, daß Atmen mit Gewichtsbelastung auch eine Form des Trainings wäre. Und manchmal, im Überschwang, legte ich noch den Duden dazu. Es half nichts, ich wurde meinem Vater immer ähnlicher. Zusammen brachten wir zweihundertsechzig Kilo auf die Waage, hundertseven davon gehörten mir. *Später, Duden, S. 11, 12*

Meine Familie wurde vom Phlegma beherrscht, das jede Form von Bewegung im Ansatz verhinderte. So hatte mein Vater nicht nur das Spazieren, auch das Autofahren war ihm eine Zumutung.

Einmal rang er während der Fahrt so heftig nach Luft, daß meine Mutter auf der Autobahn an der Notsäule hielt, um die Ambulanz zu rufen. „Da hilft nur eines“, sagte der Arzt, „Diät.“ Mein Vater stöhnte auf. Ärzte konnten so grausam sein, weil sie jedesmal von Diät redeten und einem damit den Appetit verdarben, was meinen Vater veranlaßte, bei jedem Essen den letzten Bissen Dr. Uhl zu widmen. Danach folgte meist ein satter Rülps.

Als kleiner Junge hatte ich einmal versucht, dem Phlegma zu trotzen und meine Eltern für Brettspiele zu begeistern. Es war auf wenig Begeisterung gestoßen, weil mein Vater sich nicht die Mühe machen wollte, seinen Oberkörper vorzubeugen, um seine Spielfigur zu verschieben. Ich spielte für mich und meine Eltern, ich würfelte und verschob mal die grünen, mal die blauen, mal die roten Figuren und ärgerte mich, weil mein Vater am Ende auch noch gewann. Überhaupt war ich auf die Idee nur gekommen, weil wir einige Tage zuvor im Deutschunterricht einen Aufsatz über Familienabende schreiben sollten. Wahrscheinlich war es nur Zufall, daß die zwei Aufsätze, die das Idyll einer kreativen und fördernden Eltern-Kind-Beziehung sprengten, von Ausländerkindern waren oder von Kindern nicht-deutscher Herkunft, von Gastarbeiter- oder Migrantenkindern; die Lehrer taten sich schwer, eine passende Bezeichnung zu finden. Die Mitschüler hatten damit kein Problem: Sie nannten Marco und mich Spaghetti und Cevapcici.

Marco hatte in allen Details beschrieben, wie sich seine Eltern beim Abendessen so sehr zerstritten, daß Nachbarn die Polizei riefen. Daß wir dabei auch noch lernten, was Hure auf italienisch hieß, setzte der Lehrerin besonders zu. Ich hatte über einen Fernsehabend geschrieben. Und wie mein Vater sich über Schimanski echauffierte: „Das ist doch alles Quatsch“, schimpfte er, „kein deutscher Polizist kann sich solche Manieren leisten. Den hätten sie längst entlassen“, schrie er, „wir sind doch hier in Deutschland!“

Die anderen Kinder falteten mit ihren Eltern jeden Abend Ori-

gami oder spielten Mikado. Das zumindest war mein Eindruck gewesen.

Weil es nicht oft vorkommt, daß ich einen Abend außer Haus verbringe (siehe Phlegma), kam diesem einen Abend eine besondere Bedeutung zu. Ich hatte mich überreden lassen, in eine Disco zu gehen. Es war, glaube ich, erst das zweite oder dritte Mal. Mein Freund erklärte mir, wie wichtig es sei, mal rauszukommen. „Glaubst du“, fragte er, „Frauen wollen einen Mann, der mit einundzwanzig noch zu Hause wohnt und sich von der Mutter die Brote schmieren läßt?“

Frauen waren ein Grund, das verstand auch mein Vater, der lange Zeit dachte, ich sei schwul, weil ich nie eine Frau nach Hause brachte. Daß es mir nicht gerade leichtfiel, eine kennenzulernen, weil meine hundertsieben Kilo im Weg standen, konnte er nicht verstehen. „Die Frauen heutzutage“, sagte er, „stehen doch auf dünne Männer.“

Es war auch nicht so, daß ich noch nie etwas mit einer Frau hatte. Meine Erfahrung hatte ich gemacht mit einer ‚von H.‘. Sie war die Tochter eines Adligen. Sie hatte mich gereizt, vielleicht, im nachhinein betrachtet, aus Trotz. Im Weltbild meiner Eltern hatte jeder seinen Platz, Ausländer sollten zufrieden sein, wenn die Gesellschaft sie akzeptierte. Sie sollten nicht übermütig werden. Daß der eigene Sohn eine ‚von H.‘ zur Freundin hatte, verunsicherte meine Eltern. Als ihre Eltern mich zum Mittagessen einluden, hatte meine Mutter mir ein Sakko und eine blaue Bundfaltenhose herausgesucht und mich gebeten, falls Zwiebeln im Essen seien, sie nicht auf den Tellerrand zu schieben, wie ich es sonst machte; ich sollte auch darauf achten, gerade zu stehen und beim Reden nicht zu nuscheln. „Mach mir keine Schande“, hatte mein Vater gesagt. Im Prinzip sagte er das jedesmal, wenn ich in die Privatsphäre deutscher Familien eindrang.

Als ich abends, gegen zehn Uhr, das Haus verlassen wollte, fragte meine Mutter, was ich vorhabe. Frauen treffen, sagte ich und meine Mutter antwortete: „Laß dich nicht ausnehmen.“ Sie

hatte gehört, daß junge Frauen heutzutage sich einen Drink nach dem nächsten spendieren und den Mann danach sitzen lassen. „Früher“, sagte meine Mutter, „war das anders.“ Wobei mir nicht klar wurde, ob sie meinte, daß die jungen Frauen sich früher nicht haben einladen lassen oder ob sie nach den Drinks mit dem Mann ins Bett gingen.

Vor der Disco standen Menschen an, einige Dutzend. Obwohl es kalt war, fror ich nicht, eigentlich fror ich nie. Und dafür, sagte mein Vater, solle ich meinem Körper dankbar sein: „Fett hält warm und Fett schwimmt oben. Deshalb haben auch nur die Fetten den Untergang der Titanic überlebt.“

Vor mir standen zwei Mädchen in Miniröcken, die mich nicht beachteten. Ich wartete auf meinen Freund, mit dem ich mich verabredet hatte. Ich wartete, und schob mich immer näher an den Eingang heran. Mein Freund kam nicht. Oder er war schon drinnen. Die Tür ging auf, der Türsteher ließ die zwei Mädchen vor mir herein, schaute ihnen auf die Beine, warf mir einen kurzen Blick zu, hielt mir seinen Arm vor die Brust und schüttelte den Kopf. Andere können sich in einer solchen Situation aufspielen, eine Diskussion provozieren, Türsteher zu hirnlosen Objekten degradieren und den Mitwartenden das Gefühl vermitteln, sie ließen tatenlos zu, daß Menschen diskriminiert und selektiert würden und daß sich Geschichte sehr wohl wiederholen könne; andere können so etwas sagen, um sich ein bißchen Selbstwertgefühl zu erhalten. Ich kann das nicht. Ich kann die deutsche Geschichte nicht als moralische Keule schwingen. Ich versuchte es einmal, angestachelt von den Punks meiner Klasse, indem ich einen Tagesschaubeitrag, in dem auf Demonstranten einprügelnde Polizisten gezeigt wurden, mit den Worten kommentierte: Bullen sind doch alle Nazis! Woraufhin mein Vater mir, voller Empörung, erklärte, dieses langhaarige Gesocks, von denen keiner jemals den Finger krumm gemacht habe, statt dessen dem Staat auf der Tasche liege und Autos in Brand setze, Autos von Menschen, die hart gearbeitet hätten, solche Autos

gesehen
fahren zu können; solches Gesocks gehöre eingesperrt, am besten in ein Arbeitslager und die bunten Haare geschoren. Und ich solle nie vergessen, daß einem niemand etwas schenke, daß man sich alles im Leben hart erarbeiten müsse, vor allem wenn, man nicht in diesem Land geboren sei. Und daß es gerade Leuten wie uns nicht zustehe, dieses Land, das uns doch aufgenommen habe, zu kritisieren. Es hatte meinen Vater derart in Rage gebracht, daß er eine halbe Stunde lang nicht zur Ruhe kam. Seitdem war er besonders besorgt, daß ich in der Schule nicht fleißig genug sein könnte oder dem Lehrer gegenüber aufmüpfig, daß ich in der Straßenbahn nicht sofort aufspringen könnte, wenn ein alter Mensch einstieg, daß ich gegen die Regierung demonstrieren oder mich der Bundeswehr verweigern könnte (dem entkam ich: T5/Fettleibigkeit); manchmal schien es mir, daß er befürchtete, wir könnten des Landes verwiesen werden, wenn sich unsere Nachbarn über uns beschwerten oder ich beim Falschparken erwischt würde. Vielleicht ließ er auch deswegen nicht zu, daß ein Mädchen bei mir übernachtete. Er sagte, wenn sie hinterher zur Polizei ginge und behauptete, ich hätte sie vergewaltigt, dann sei er als Hausbesitzer verantwortlich. Dann müßte er zurück in das Land, aus dem er gekommen war. Zurück auf den Balkan. In den Krieg. Menschen erschießen oder erschossen werden. Tierkadaver fressen. Massengräber schaufeln. Köpfe aufspießen. Sich von Arkans Tiger verstümmeln lassen. Ob ich das ernsthaft wolle? Ich könnte es im Auto machen, im Hotel, im Freien, mit einer, zwei oder drei Frauen – aber nicht in seinem Haus. Das erklärte auch, weshalb er meine Bettfedern quietschen ließ, obwohl er sonst jedes Türscharnier ölte. In seiner Logik bewahrte ihn ein quietschendes Bett vor dem Krieg.

Die Wartenden rückten nacheinander vor und verschwanden allmählich hinter der Tür. Ich blieb als einziger draußen. In meinem Blazer und dem Hemd, das ich absichtlich nicht in die Hose gesteckt hatte, um meiner Mutter zu trotzen. Ich spürte Scham. So also mußte sich Alexander Lauch, der Kleinste unserer Klasse,

in jeder Sportstunde gefühlt haben, nachdem die Mannschaften gewählt waren und er als einziger übrig blieb. Er stand dann da, bis der Sportlehrer sagte, das sei asoziales Verhalten, das wir da betrieben. Der Türsteher würdigte mich keines Blickes. Er war in meinem Alter, was besonders demütigend war. In Jeans und Jeansjacke. Er stand so lässig provozierend vor dieser Tür, daß ich glaubte, er warte regelrecht auf jemanden, der ihm Schwierigkeiten bereite. Dem er dann den Arm brechen oder dessen Kopf er an die Hauswand rammen könnte. Ich fragte mich, wie so ein Mensch lebte. Ein Mensch, der keiner Schlägerei aus dem Weg gehen durfte. Der lebte, um andere zu demütigen, der Menschen aussortierte, nach Lust und Laune, ein moderner Nazi. In seinem Fall durfte ich das sagen, weil er offensichtlich kein Deutscher war. Ich hörte, wie ihn ein Kollege mit Goran ansprach.

Als ich um ein Uhr nach Hause kam, saßen meine Eltern im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Meine Mutter sagte, ich hätte einfach zu Hause bleiben sollen, dann wäre so etwas nicht passiert. Diese ganze Fahrerei und Warterei für nichts. Es habe an dem Hemd gelegen, sagte sie, ich hätte es in die Hose stecken sollen. Dann fing sie wieder mit ‚von H.‘ an und fragte, warum ich sie nie mitbrächte. „Wir könnten doch ein schönes Spiel spielen“, sagte sie, woraufhin mein Vater sein Gesicht verzog, als habe er sich den Ischias eingeklemmt. Ich sagte, der Türsteher heiße Goran und sei ein Nazi. Mein Vater sagte, das sei schon immer so gewesen. Türsteher! In ihrer Heimat arbeitslos, aber hier den großen Macker spielen. „Leute, die glauben, sie könnten sich hier alles erlauben“, sagte mein Vater, „sollte man abschieben.“

Am nächsten Abend fuhr ich ein zweites Mal zur Disco. Wenn ich eine Tugend besaß, dann die Geduld. Geduld ist eine Vorstufe des Phlegmas. Und wenn sich Gandhis Anhänger so lange prüfen ließen, bis es den Schlägern zu doof wurde, dann konnte ich so lange vor dem Türsteher aufkreuzen, bis er keine Lust mehr hatte, mich abzuweisen. Auf ähnliche Weise hatte ich schon

einmal das Herz eines Mädchens erweicht, das zu unserer Verabredung nicht erschienen war. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß ich einfach sitzenbleiben würde an der Haltestelle, an der wir uns treffen wollten, sitzenbleiben würde, bis zum nächsten Tag. Und als es in der Schule die Runde machte, daß ich dort über Nacht auf dem Bordstein saß, kam sie, achtzehn Stunden später, und entschuldigte sich. Sie sagte, noch nie habe jemand so beharrlich auf sie gewartet. Wir blieben eine Woche zusammen, bis ich anfang, meine Beharrlichkeit auf dem Sofa auszu- leben. Damals habe ich gelernt, daß es einen großen Unterschied machte, wo man sitzt. Und daß Sofa und Klo, wo wir zu Hause am liebsten saßen, Orte waren, die man, zumindest in der ersten Woche einer angehenden Beziehung, möglichst meiden sollte.

Natürlich erkannte mich Goran, als ich mich in die Reihe stellte, natürlich ließ er sich das nicht anmerken – und natürlich ließ er mich nicht hinein. Aber auch ich ließ mir nichts anmerken. Ich fuhr nach Hause und kam am nächsten Abend wieder. Ich stellte mich zwischen die Wartenden, rückte langsam vor, bis zur Tür, dann ein Kopfschütteln. Er verzog keine Miene. Stand da, schaute die Wartenden an und ließ einen nach dem anderen hinein. Mir war bewußt, daß es Schikane war. Drei Abende, und er hatte jeden hineingelassen. Bis auf mich. Auch mein Freund, dem ich es erzählt hatte, konnte es nicht begreifen. „Da kommt doch jeder rein“, hatte er gesagt, „wirklich jeder.“ Und dann suchte er nach einer Erklärung. Vielleicht, überlegte er, läge es an meiner Ausstrahlung. Ich wirke immer so gleichgültig. Als ließe ich alles mit mir machen. Als sei mir alles egal. „Du hast was Phlegmatisches an dir“, sagte er, „wahrscheinlich kannst du gar nichts dafür, das ist einfach deine Mentalität.“ Um zu verdeutlichen, was er meinte, erzählte er von einem Urlaub an der Adria und wie lange sie in den Restaurants auf ihr Essen gewartet hätten, das sei fast schon ein Fall für die UNO gewesen, von wegen Folter und so. „Weißt du“, sagte er, „das wirkt manchmal provozierend. Es war auch kein Zufall, daß Wörns bei der WM

'98 diesen Suker umgetreten hat. Der hatte auch so was Phlegmatisches, so was Provozierendes. Und dann passiert so was halt. Dann bleibt man halt draußen oder kriegt eine aufs Maul.“

Am nächsten Abend überredete ich meinen Freund Toni, mich zu begleiten. Toni kam aus Kamerun, er lebte bei einer Gastfamilie und lernte tagsüber Deutsch im Goethe-Institut. Zweimal schon hatte er eine aufs Maul bekommen. Sechsunddreißig Stunden hatte es gedauert, bis ihm ein angetrunkener Mann im Vorbeigehen die Faust auf die Nase setzte. Einfach so. Ob er ihn provoziert habe, fragte seine Gastmutter. Er sei einfach gelaufen, wie immer. Ob er irgend etwas Provozierendes getragen habe? Eine Lederjacke, eine Jeans, einen Pullover, Socken, Schuhe, wie immer. Ob er irgend etwas gesagt habe? Nein, vielleicht habe er ein bißchen vor sich hingesungen, er wisse es nicht mehr genau. Wo er denn gelaufen sei? Auf dem Gehweg. In oder entgegen der Fahrtrichtung der Autos? Die Autos seien ihm entgegengekommen. Ja, sagte die Gastmutter, vielleicht sei es das gewesen. Du bist einfach auf der falschen Seite gelaufen.“

Beim zweiten Mal hatte ein alter Mann in der Straßenbahn einer hübschen blonden Frau helfen wollen, die von Toni bedrängt wurde. Der alte Mann hatte mit seinem Regenschirm herumgefuchelt und dem Theater ein Ende gesetzt, indem er ihn Toni auf den Schädel schlug. Zu dem Zeitpunkt war Toni mit der blonden Frau erst drei Wochen zusammen gewesen.

Nicht ohne Hintergedanken fragte ich Toni, ob er mich in die Disco begleiten wolle. Er war jemand, der in diesem Land offensichtlich provozierte, und ich wollte herausfinden, ob der Türsteher etwas gegen Ausländer oder nur gegen mich hatte. Natürlich sagte ich Toni nichts, ich sagte, es wäre doch nett, mal auszugehen und vielleicht ein paar Frauen kennenzulernen.

Ich stellte Toni vor mich in die Reihe, und wir rückten allmählich auf. Es lief alles gut, bis wir vor dem Eingang standen. Die Tür ging auf, und Toni ging rein. Mich hielt der Türsteher zurück. Am nächsten Tag rief Toni an, um sich bei mir für den tollen

Abend zu bedanken. Anja, sagte er, sei wahnsinnig süß und sie hätten sich gleich für den Nachmittag verabredet. Es tue ihm leid, sagte er, daß er mich in dem Gedränge aus den Augen verloren habe. Daß ich vor der Tür geblieben war, verschwieg ich.

Mein Vater sagte: „Mach dich nicht lächerlich, ruf die Ausländerbehörde an!“ Statt dessen rief ich ‚von H.‘ an und überredete sie, am Abend mit mir in die Disco zu gehen. In Begleitung einer blonden Frau, dachte ich, einer adligen blonden Frau, würde der Türsteher mich nicht abweisen. Es war der erste Abend, an dem ich die Disco von innen sah. Was wahrscheinlich weniger damit zu tun hatte, daß ‚von H.‘ mich begleitete, als vielmehr damit, daß ein anderer Türsteher Dienst hatte und dieser sich angeregt um zwei Mädchen kümmerte und nur selten auf die Tür achtete. Im Übermut und mit der Sicherheit eines Stempels auf meinem Handrücken ging ich vor die Tür und fragte den Türsteher, wo Goran sei. „Der Jugo?“ fragte er. Ich nickte. Keine Ahnung, sagte er und rief dem Kerl hinter der Kasse zu: „Weißt du, wo der Jugo ist?“ – „Goran?“ fragte der und winkte mich zu sich. „Kennst du den?“ fragte der Kerl hinter der Kasse. „Vom Sehen“, sagte ich. „Du bist doch auch ein Jugo, oder?“ fragte er. Wie er darauf komme, wollte ich wissen, und er sagte: „Blöde Frage, sieht man doch. Die Augenbrauen.“ Ob er Menschen anhand ihrer Augenbrauen ethnisch zuordnen könne, fragte ich. „Jugos haben dichte, dunkle Augenbrauen“, sagte er, „schauen halt ein bißchen kriminell aus. Wie die Albaner und Bulgaren und Russen und Türken. Die erkennt man auf den ersten Blick. Jugos haben dazu noch eine Wampe. Woher kommt das eigentlich? Freßt ihr so viel oder findet ihr das sexy?“ – „Sexy“, sagte ich und fragte, um das Thema zu wechseln, nach Goran. Ich erfuhr, daß keiner von ihnen genau wußte, wer Goran war. Eines Tages hätte der Chef ihn vorgestellt und gesagt, er würde ab sofort an der Tür aushelfen. Man erzählte sich, er habe im Krieg gekämpft und einige Menschen umgebracht, ihnen die Kehlen aufgeschlitzt. Mehr wußten sie nicht über ihn.

Ein Mörder, dachte ich. Einer, der Menschen die Hälse aufschneidet, sie ausbluten läßt wie Schlachtvieh, wahrscheinlich sogar Kinder- und Frauenhälse. Einer von denen, über die man in deutschen Zeitungen so viel lesen konnte. Einer, der Häuser anzündete, Frauen vergewaltigte und Männer in KZs steckte. Wie oft wurde ich gefragt, was ich von dem Krieg hielt! Um meist im folgenden Satz zu bedauern, was für ein tolles Urlaubsland zerstört wurde, wie schön klar das Wasser der Adria doch immer gewesen sei und wie wunderschön die Altstadt von Dubrovnik. Was sollte ich vom Krieg halten? Ich bin Pazifist. Ich habe einmal mit einem Luftgewehr auf einen Spatz geschossen und spende seitdem für den Vogelschutzbund. Ich kann nicht begreifen, was einen Menschen veranlaßt, einen anderen zu töten. Insofern überfordert es mich, Kriege zu kommentieren.

Goran war mir unheimlich. Gleichzeitig fing er an, mich zu interessieren. Mir kam es vor, als sei das Böse in mein Leben getreten. Dieser Mann, Anfang zwanzig, hatte sein Leben riskiert, um andere zu töten, und ich? Noch nie habe ich mich geprügelt, habe immer nachgegeben, wenn es ernst wurde. Sehe ich zwei prügelnde Männer, wird mir flau im Magen. Manchmal denke ich, im Knast würde ich keinen Tag überstehen. Ich wäre derjenige, dessen Essensration unter den anderen aufgeteilt würde, der allein am Tisch sitzen und sich in der Dusche nach der Seife bücken müßte. Goran wäre derjenige, der mich beschützen würde, weil ich ihm im Gegenzug das Lesen beibrächte.

Beim Frühstück am nächsten Morgen fragte ich meinen Vater, warum wir eigentlich so fett seien. „Von wem sprichst du?“ fragte er. „Von dir, von mir, von Mama“, sagte ich, „sind deine Geschwister auch so?“ Er sprach nicht gern über seine Familie, das wußte ich. Er hatte vor zwanzig Jahren seine Heimat verlassen, in Deutschland Arbeit gefunden und war hier geblieben. Manchmal schien es mir, als hätte er das Leben davor aus dem Gedächtnis getilgt.

„Wer sagt, daß wir fett sind?“ fragte er.

„Keiner von meinen Freunden ist so dick wie ich“, sagte ich.

„Die ernähren sich falsch“, sagte mein Vater.

„Warum bist du damals eigentlich abgehauen?“

„Hast du einen Grund zu klagen?“ fragte er. „Geht es dir hier etwa nicht gut genug?“

Was sollte ich sagen? Mit meinem Vater könnte die CDU Wahlkampf machen.

Am Abend fuhr ich erneut zur Disco, aber diesmal hoffte ich, Goran anzutreffen. Ich erkannte ihn schon von weitem, wie er fast regungslos an der Tür stand. Seine Kommunikation beschränkte sich auf Kopfnicken und Kopfschütteln. Ich fragte mich, ob es daran lag, daß er kein Deutsch sprach. Oder war es seine Art? Ich stellte mich an. Er hatte mich gesehen und erkannt, da war ich mir sicher. Ich wartete darauf, daß er mich am Eintreten hinderte. Aber er machte keine Anstalten. Ich ging hinein, zahlte, bekam meinen Stempel, stellte mich an eine Bar, trank ein Bier und konnte es kaum fassen. Ich ging wieder hinaus. „Hallo“, sagte ich. Er reagierte nicht. „Du bist Goran?“ fragte ich. Er musterte mich abfällig. „What do you want?“ fragte er. Das wußte ich selbst nicht. „You are from Yugoslavia?“ fragte ich. Er nickte. „Me too“, sagte ich. Und das war jetzt der heikle Punkt. Jugoslawien war ein Sammelbegriff, der nichts mehr wert war. Die Menschen fühlten längst in kleineren Einheiten. Und dachten nicht selten in Kategorien von Kriegsgegnern, was manchmal zu heiklen Situationen führte. „Ach, du bist Kroate?“ hatte mal ein Mädchen zu mir gesagt, „ihr habt meinen Onkel und meine Tante aus der Krajina vertrieben. Seitdem leben sie in einem Zelt in der Nähe von Belgrad.“

Goran fragte: „Where are you from?“ „Hrvatska“, sagte ich, neben Kruh und Molim, Brot und Bitte, war es das dritte Wort, das ich kannte. Hrvatska – Freund oder Feind, das war die Frage. Aber offensichtlich hatte ich das Richtige gesagt. Nicht, daß Goran mir um den Hals gefallen wäre oder mir die Blutsbrüderschaft angeboten hätte, aber ein Hauch von Gelöstheit machte

sich in seinem Gesicht breit, seine Züge wirkten entspannter. Als könnte er mir auf einmal vertrauen, nur weil wir beide im selben Land geboren wurden. Aber es schien zu funktionieren. Es erstaunt mich immer wieder, weil ich nicht erklären kann, woher diese Bande kommen zu einem fremden Menschen, nur weil er im selben Land geboren wurde. Es funktioniert auch bei mir, im Gegensatz zu meinem Vater; ein loses Band ist geknüpft, wenn ich auf Menschen treffe, die aus Kroatien stammen; ich verstehe sie nicht, ich spreche ihre Sprache nicht, sie sind mir sympathisch oder unsympathisch wie andere auch, ich kenne ihre Geschichte nicht, kenne weder ihre Fußballvereine noch ihre Musik, ich weiß nicht, wer ihr Land regiert, weiß mehr über Frankreich und fühle trotzdem dieses zarte Band, das uns verknüpft mit einem Bindfaden, der jederzeit reißen kann und es auch meistens tut. Ein blöder Satz oder Mundgeruch reichen aus. Man könnte sagen: Mein Patriotismus hält keinem Mundgeruch stand. So ergeht es mir auch mit dem Deutschsein. Es reicht aus, daß ich im Urlaub einen Deutschen in kurzen Hosen und weißen Socken in Sandalen sehe, um das Land, in dem ich lebe und aufgewachsen bin, zu verleugnen. Vielleicht ist das eine Folge der Marktwirtschaft: Wenn ich mehr als ein Produkt zur Auswahl habe, dann habe ich jedesmal wieder die Wahl. Und dann wird Treue zu einer Tugend, die Firmen mit Treuepunkten belohnen müssen. Vielleicht sollten Staaten Treuepunkte an Migranten vergeben bei der Einreise, bei guten Noten und guter Führung.

Goran gab mir seine Adresse, und ich besuchte ihn am nächsten Tag. Er lebte in einem Stadtteil, den ich nur dem Namen nach kannte. In meiner Schule hatte es geheißt, dort lebten die „Asis“. Ich hatte ein Gymnasium besucht, das war meinem Vater wichtig, schließlich lebten wir in Deutschland, und wenn er gewollt hätte, daß sein Sohn lauter Türken in der Klasse hätte, dann hätten wir ja, so mein Vater, gleich in die Türkei ziehen können.

Goran wohnte in einem kleinen Zimmer mit einem anderen Kroaten zusammen. Auf dem Boden: zwei Matratzen, ein Fernseher auf einem Umzugskarton, ein Gaskocher, einige Dosen Ravioli, Kleider auf dem Boden verstreut und Poster von Playmates an den Wänden. Dragan, so hieß der andere, war nicht da. Goran sagte, ich solle es mir bequem machen, er habe keine Lust, rauszugehen. Er rollte sich über die Matratze zum Kühlschrank und holte uns zwei Dosen Cola heraus. Goran war der erste Türsteher, den ich kennenlernte. Türsteher waren in meinem Bekanntenkreis beliebt. Die Freundschaft zu einem Türsteher verhalf zu einigem Ansehen, und manchmal hatte ich das Gefühl, die Mädchen waren mit dem Jungen zusammen, der die meisten Türsteher kannte. Daß mich Stolz überkam, wäre übertrieben, aber ich verspürte eine Zufriedenheit, dank meines Phlegmas war ich zum Disco-Gandhi geworden – und hatte gesiegt. Daß Goran mir sonderlich sympathisch gewesen wäre, kann ich nicht sagen. Er schaute mehr aus dem Fenster als mir in die Augen, und nachdem er die Cola-Dose geleert hatte, knüllte er sie mit einer Hand zusammen, als wäre sie aus Alu-Folie. „Why do you live in Germany?“ fragte er. Auf Englisch erzählte ich ihm, daß mein Vater vor mehr als zwanzig Jahren seine Heimat verlassen, in Deutschland Arbeit gefunden hatte und hier geblieben war, daß ich mehr aber nicht wisse. Ich fragte Goran, warum er in Deutschland sei? Goran sagte, er sei einer Frau nachgereist, die er vor dem Krieg kennengelernt habe. Eine Deutsche, sie hatte Urlaub an dem Strand gemacht, an dem er während des Sommers als Bademeister gearbeitet hatte, was aber schon Jahre her sei. Er zog ein Photo aus der Tasche: eine Frau im Badeanzug. „Deutsche Frauen sind gut im Bett“, sagte er. Ich sagte nichts, mir fehlten die Vergleiche.

Er erzählte von seiner Familie. Einzelkind sei er, sein Vater ein Automechaniker, mittlerweile Alkoholiker, der fast den ganzen Tag auf dem Sofa verbringe und aus dem Fenster starre. Er habe innerhalb von drei Monaten fünfundvierzig Kilo zugenom-

men, wiege mittlerweile einhundertundfünfzig. Ich fragte, ob es stimme, daß er im Krieg gewesen sei.

„Ja“, sagte er, „jeder war irgendwie im Krieg. Ich habe als Sanitäter gearbeitet, habe Menschen in Krankenhäuser gefahren, denen Beine fehlten und Arme, andere, die so viel Blut verloren, daß man literweise hätte nachfüllen müssen.“

„Gefällt es dir als Türsteher?“

„Als Türsteher“, sagte er, „wird man fürs Rumstehen bezahlt. Ist doch bequem. Außerdem ist es der einzige Job, den man hier problemlos bekommt, wenn man sagt, man sei im Krieg gewesen.“

Goran sagte, er habe einen Onkel in Deutschland, zu dem er aber keinen Kontakt habe. Der sei vor zwanzig Jahren abgehauen, über Nacht, mit Frau und Baby, und habe sich nie wieder gemeldet. Warum, wisse niemand. Es heißt, er sei eines Nachts auf dem Weg nach Hause von drei Männern zusammengeschlagen worden. Er habe die ganze Nacht im Schnee gelegen, erst am nächsten Morgen habe jemand die Ambulanz gerufen. Es sei ein Wunder gewesen, daß er nicht erfroren sei. Ob er dick gewesen sei, fragte ich. „Bestimmt“, sagte Goran, „jeder in meiner Familie ist dick, nur ich nicht.“ Ich erinnerte mich daran, daß mein Vater immer sagte, es erwische jeden, auch er sei als Junge nichts als ein Strich in der Landschaft gewesen. Mich hat es vor drei Jahren erwischt. Von achtzig auf hundertsieben Kilo. Ich war mir sicher, auch Goran würde es erwischen. Früher oder später. Da half es auch nichts, daß er Diät-Cola trank. Ich musterte ihn und wunderte mich, was ich ihm alles zugetraut hatte: Kinderkehlen durchtrennen! Es ärgerte mich. Als hätte ich selbst nicht genug mit Vorurteilen zu kämpfen. Weil ich dunkle, dichte Augenbrauen habe. Und Jugo bin. Irgendwie fühlte ich eine Nähe zu Goran. Aber was hatten wir schon gemein? Das Geburtsland und die Fettsucht, der wir nicht entrinnen konnten. Vielleicht reichte das ja schon. Oder war da noch mehr?

Eines aber konnte ich mir nach wie vor nicht erklären. Ich

fragte Goran: „Was hattest du eigentlich gegen mich? Warum hast du mich nicht in die Disco gelassen?“

Goran schaute mich etwas irritiert an und schien kurz zu überlegen, ob mir die Frage ernst war.

„Du bist fett“, sagte er, „Fette sind in keiner Disco gern gesehen. Fett vergrault die Frauen.“

abschreiten

Miss Polonia 2002 – ein sexistischer Bericht

Nicol Ljubie
Mohammad Aref

Radek Knapp

Selim Özdoğan
Catalin Dorian Florescu
Zoran Drvenkar
Tzvetia Sofronieva
Richard Duraj
Jefferson S. Chase
Natascha Wodin

Als polnischer Autor in Österreich wird man im Laufe seiner Karriere zu unterschiedlichen Partys eingeladen. Während man etwas verloren am Bücherregal seinen Wein nippt, geht der Gastgeber von einem zum andern und flüstert: „Siehst du den da am Bücherregal? Den in dem merkwürdig zugeknöpften Hemd, ist ein Schriftsteller.“ Je nachdem, wie die Reaktion ausfällt, fügt der Gastgeber hinzu: „Ein alter Freund von einem Freund von mir. Hat schon immer ganz gute Aufsätze geschrieben.“ Oder: „Mußte ich einladen. Hat gerade einen wichtigen Preis bekommen.“

Selten, sogar sehr selten – um nicht zu sagen einmal im Leben – bekommt man eine Einladung, die einen für alles entschädigt. Mir wurde dieses Privileg nach acht Jahren schriftstellerischer Karriere zuteil. Eines Tages flatterte in meinen Postkasten ein länglicher Umschlag, aus dem ich folgende Karte zog:

„Sehr geehrter Herr K., wir freuen uns, Sie zur Miss-Polonia-Wahl 2002 einladen zu dürfen, wo wir für Sie einen Platz in der Jury vorgesehen haben. Die Siegerin fährt zu einem Finale nach Krakau. Neben Ihnen werden noch andere Prominente die Jury bilden.“ Hier folgte eine Reihe von Namen, die mir so wenig sagten wie die Besatzungsliste der letzten Atlantissmission, die im Rahmen der russisch-amerikanischen Freundschaft den Mir-Astronauten kondensierte Nahrung brachte, weil diese im Universum zu verhungern drohten.

Ich reichte die Einladung beim Frühstück meiner Frau über den Tisch. Sie überflog sie, nicht ohne dabei zu vergessen, ihre Stirn in Falten zu legen und zu zeigen, daß sie noch nach zehn Jahren Ehe zu einer gewissen Eifersucht fähig ist. Aber dann siegte jener Teil, den ich an ihr so schätze, und sie sagte, während sie Marmelade auf ihr Brot strich:

„Jetzt kannst du endlich zu so etwas gehen, ohne dich genießen zu müssen. Du bist ja offiziell eingeladen.“

„Ich weiß nicht, Schatz. Es ist nur ein Gefühl, aber das könnte peinlich werden.“

„Du bist Schriftsteller. Für dich ist nichts peinlich.“

Ihre Verachtung für meinen Beruf war eine jener Eigenschaften, weswegen ich sie geheiratet hatte. Sie hat es darin inzwischen zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Seit auf dem Buchdeckel meines letzten Werkes stand, daß es darin „witzig und pfiffig“ zugeht, sagt meine Frau des öfteren zu mir: „Witzig Pfiffig bring mir bitte das Salz“ oder „Würde Witzig Pfiffig uns jetzt einen Tee machen, wenn er schon mal in der Küche ist?“

„Und du, kommst du mit?“, fragte ich. „Schließlich bist du die Frau eines Schriftstellers.“

„Laß mal sehen.“ Sie überflog die Einladung genauer: „Tja, da habe ich meine Yogastunden.“

Ich knirschte mit den Zähnen. Bei der Anzahl Yogastunden, die sie nahm, mußte sie schon längst in der Luft schweben können. Aber vielleicht liegt es auch an dem Lehrer, der angeblich die Augen eines indischen Gottes hat.

An einem nebeligen Dezemberabend fand ich mich am Rande der Stadt vor einem Lokal ein, das vollkommen verlassen aussah. Aber das sollte nichts heißen. Je verlassenener ein Nachtlokal aussieht, desto mehr ist darin los. Und außerdem stand davor eine Tafel, auf die normalerweise der Oberkellner die Menüs mit weißer Kreide kritzelt. Darauf klebte jetzt ein Plakat, das eine Blondine im Bikini abbildete. Darauf stand:

„Mißss Polonia Wahl 2002. Eintritt umsonst“

Jemand hatte tatsächlich „Miss“ mit „Mißss“ geschrieben. Jemand hatte tatsächlich „umsonst“ statt „kostenlos“ geschrieben. Aber da dieses „Mißss“ zwischen den langen Beinen der Blondine plazierte war, fiel es überhaupt nicht auf. Für einen Moment hatte ich die Vision, man würde jede Seite meines Buches mit solchen Beinen versehen.

Bevor ich ins Lokal trat, sah ich mich ein paarmal um. Ich hatte tatsächlich die Hoffnung, eine verspätete Miss-Polonia-Kandidatin würde jetzt noch auftauchen. Ich würde ihr die Tür aufhalten und mich an meiner Frau rächen, in dem ich zu der Kandidatin sagen würde: „Gestatten, ich bin Ihr Juror, wollen wir die Kriterien für meine Entscheidung durchgehen? Meine Frau betrügt mich seit Jahren mit ihrem Yogalehrer.“ – Aber natürlich saßen alle Kandidatinnen schon seit Stunden in einem abgeschirmten Raum, der durch staatlich geprüfte Eunuchen bewacht wurde, und ließen sich wahrscheinlich schminken und taten Dinge, die eben Kandidatinnen vor einer Miss-Wahl tun. Ich überlegte, ob Kandidatinnen einer Miss-Wahl dieselbe Sorgfalt auf ihre Frisur legten wie Frauen, die sich zum Yogaunterricht zurechtmachen.

Ich trat ein und ging eine Treppe hinunter, an deren Ende eine Garderobe war. Dort warteten drei Männer in weißen Hemden, von denen jeder Arnold Schwarzenegger ersetzen könnte, sollte dieser sich endlich zur Ruhe setzen. Als ich sagte, ich sei zur Miss-Wahl da, passierten gleichzeitig drei Dinge. Der erste zog mir die Jacke vom Leib in einer derart lebhaften Art, daß ich mir wünschte, trotz der Kälte im T-Shirt gekommen zu sein. Er murmelte „Feuerwehervorschrift“. Der zweite drückte mir einen schlampig kopierten Zettel in die Hand, auf dem stand: „Meine Miss Publikum ist Nr. ...“ Der dritte führte mich zu einer Tür, die er mit einer Geste öffnete, die er sich wohl aus amerikanischen Filmen abgeschaut hatte, die in Las Vegas spielen: „Heute

kommst du auf deine Kosten, Kleiner“, raunte er, während er gierig über meine Schulter in den Raum lugte.

Ich stand in einem verrauchten Saal, in dem so viele Leute waren wie bei meinen letzten fünfzehn Lesungen zusammen. Sie nippten an ihren Drinks und waren in einer leicht aufgedrehten Stimmung, woraus ich schloß, daß hier bereits das vorherrschte, was man als Schriftsteller dann gern „muntere Atmosphäre“ nennt. Sobald sich meine Augen an die schummrige Beleuchtung gewöhnten, erblickte ich vorne eine Bühne und einen Laufsteg, um den Stühle standen, die zum Großteil belegt waren. Das mußte die Jury sein. Und dort war mein Platz. Während ich mich durch die Menge kämpfte, machte ich ein wichtiges Gesicht, damit auch der größte Idiot begriff, daß ich mir meiner großen Verantwortung gegenüber den Kandidatinnen bewußt war. Als ich endlich dort ankam, fühlte ich mich, als wäre ich ein paar Kilometer gegen den Strom geschwommen. Ich mußte erst zu Atem kommen. Vor mir tauchte eine Dame in einem Abendkleid aus Samt und einem Riesenausschnitt auf und beäugte mich mißtrauisch. Ich revanchierte mich, indem ich die riesige Warze auf ihrer Nase beäugte. Sie rang sich ein Lächeln ab: „Ich bin sehr glücklich, daß Sie unsere Einladung angenommen haben, Herr Diplomingenieur“, sagte sie und senkte verschwörerisch die Stimme. „Sie sind eines unserer prominentesten Jurymitglieder, aber bilden Sie sich nichts darauf ein.“

Für einen Moment kämpfte ich mit der Versuchung, den Abend als Diplomingenieur und „eines der prominentesten Jurymitglieder“ zu verbringen. Aber was wäre, wenn der echte Diplomingenieur erschienen wäre? Die Befürchtung dieser Blamage ließ mich sagen: „Ich bin nur der Autor.“ Ich wußte nicht, warum ich „nur“ sagte, aber ich notierte mir dieses „nur“ im Kopf. Vielleicht sollte ich es einmal bei der Frau von Witzig Pffiffig erwähnen.

„O ja!“ rief sie aus und schielte auf die Liste in ihrer Hand. „Natürlich. Der Schriftsteller. Ich fand Ihr Buch so lustig! Wirk-

lich. Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sie sich zwischen Herrn Still setzen und Frau Wagner?“ Sie zeigte auf einen leeren Stuhl zwischen einer stark verwirrten älteren Dame und einem Mann, der etwa um die fünfzig war und sich die Nase mit offener Handfläche massierte.

„Das ist ein berühmter Regisseur“, flüsterte sie „und Frau Wagner kommt tatsächlich aus jener berühmten Wagnerfamilie. Sie wissen, wen ich meine ...“ Sie summt mir einige sehr subjektiv intonierte Ausschnitte aus dem Walkürenritt vor. Es hörte sich an, als würde sie ein Maschinengewehr nachahmen. „Sie sind also in bester Gesellschaft. Nehmen Sie bitte Platz.“

Als ich mich setzte, hakte sie mich auf der Liste ab und sagte noch im Weggehen: „Bitte bleiben Sie sitzen. Wir haben nämlich ein Platzproblem, weil so viele Juroren gekommen sind. Und es gibt nur acht Kandidatinnen, weil vier in letzter Minute abgesprungen sind.“

„Oh“, sagte ich, „vielleicht sollten wir dann tauschen. Wir werden auf dem Steg laufen und die Mädchen Noten austeilen.“ Die Frau lächelte. Aber sobald sie sich umdrehte, wurde dieses Lächeln durch einen unschönen „Den habe ich zum letzten Mal eingeladen“-Gesichtsausdruck ersetzt. Es stellt sich natürlich die Frage, wie ich das sehen konnte. Ich konnte es eben. Andere können schweben, was soll's?

Der Regisseur neben mir zum Beispiel war jemand, der mit Leib und Seele heterosexuell war und es als seine allererste Pflicht ansah, diese Tatsache jeder Frau innerhalb von fünf Sekunden klar zu machen. Seine Nase massierte er, wie Sportler sich vor dem Stabhochsprung oder ähnlichem Wahnsinn die Oberschenkel massieren. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er sie noch ein bißchen eingeölt hätte, damit sie im Scheinwerferlicht besser wirkte. Als er merkte, daß ich ihn anstarrte, drehte er sich zu mir und murmelte: „Schön, daß Sie da sind.“

Bei dieser Gelegenheit merkte er, daß ich keine Frau war, und somit war für den heutigen Abend keine Konversation aus sei-

ner Richtung mehr zu erwarten. Dafür war Frau Wagner um so gesprächiger. Sie litt unter einer Erscheinung, die man bei älteren Leuten einen akuten Informationsmangel nennt.

„Junger Mann“, sprach sie mich an. „Wissen Sie, wie lange das gehen wird? Die haben mir nämlich gesagt, daß es ganz kurz dauert.“

„Schwer zu sagen. Zwei, drei Stunden“, antwortete ich schlagfertig.

„Und wie werden wir dann nach Hause gebracht? Mit dem Taxi?“

„Das weiß ich leider nicht. Viele sind mit dem Auto da.“

Um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, fragte ich sie: „Und Sie sind tatsächlich aus dieser berühmten Musikerfamilie?“ – Ich wollte den Walkürenritt vorsummen, aber ich ließ es.

„Nein. Und Sie, was machen Sie?“

„Ich bin Schriftsteller.“

„Aha. Und werden Sie über das hier eine Kurzgeschichte schreiben? Ich habe das Gefühl, Sie sollten es tun.“ In mir wuchs eher der Wunsch, wieder nach Hause zu gehen und auf meine Frau zu warten. Das wirkt immer so beruhigend auf meine Nerven. Aber bevor ich mir irgendeine Ausrede einfallen lassen konnte, begann der Abend. Und zwar auf jene unerwartete Art, wie Abende bei solchen Veranstaltungen nun einmal beginnen: Ein blonder Mann im Smoking und Mikrofon trat mehr oder minder unbemerkt, eigentlich eher völlig unbemerkt, auf die Bühne. Er ließ den Blick durch den Saal schweifen und rief ins Mikrofon, so daß es alle von den Stühlen riß:

„HALLO ALLERSEITS! ICH BIN CHRISTOPHER! ES IST MIR EINE EHRE, DEN HEUTIGEN ABEND ZU LEITEN! ES IST DIE ERSTE HISTORISCHE MISS POLONIA-WAHL IN UNSERER WUNDERSCHÖNEN STADT!“

Warum allerdings eine Miss-Polonia-Wahl gerade in diese Stadt gehörte, erklärte er nicht. Vielmehr senkte er die Stimme auf Normallautstärke:

„Unsere Missen sind seit Stunden schon sehr aufgeregt. Um ihre und, wie ich glaube, auch die allgemeine Nervosität zu mildern, möchte ich am Anfang ein Lied singen. ES HEISST ‚ZU DEN STERNEN‘!“

Dieser überraschend glatte Übergang von der Einleitung einer Miss-Wahl zu einem eigenen Vortrag ließ den Verdacht aufkommen, daß für den Moderator der Höhepunkt der Veranstaltung bereits angebrochen war. Der Rest wäre nur noch lästige Pflicht. Er holte tief Luft und schmetterte seine Arie. Das Mikrofon in seinen Händen zitterte wie ein Lebewesen. Seine Stimme selbst war irgendwo zwischen Tenor und Falsett steckengeblieben, was übrigens nicht viel dazu beitrug, in den Mädchen den Wunsch „Zu den Sternen“ zu erwecken. Nach einer solchen Arie hätte ich als Kandidatin jedenfalls in meine Garderobe ein Loch gestemmt und wäre im Bikini nach Hause geflüchtet. Aber mich fragte ja niemand. Dafür entspannte sich das Publikum. Ein paar Bauarbeiter am Tisch hinter uns, die sich als Geschäftsleute verkleidet hatten, tauschten ihre Meinung aus.

„Die Schwuchteln sind jetzt überall. Die waren neulich auch schon da. Was willst du dagegen machen?“

„Da bleibt ja mehr für uns übrig“, antwortete sein Kumpel, und sie brachen in ein Gelächter aus, das man allgemein als schmutzig bezeichnet.

Als das Lied zu Ende war, verneigte sich unser Ansager unter tosendem Applaus (am lautesten applaudierten die Bauarbeiter) und zeigte auf den Vorhang hinter seinem Rücken. Er schrie ins Mikrofon: „UND NUN, MEINE DAMEN UND HERREN – DER MOMENT, AUF DEN SOWOHL ALLE HINTER ALS AUCH ALLE VOR DEM VORHANG SEHNLICHST WARTEN! APPLAUS BITTE!“

Da das Publikum noch gar nicht mit dem Applaus für die Arie fertig war, mußte es mit dem Applaus für den Miss-Auftritt gar nicht erst beginnen. Der Vorhang teilte sich ruckweise in zwei ungleichmäßig drapierte kleinere Vorhänge. Man konnte

die halb versteckten Helfer sehen, wie sie mit hochrotem Kopf an der Schnur zogen. Aus einem dreieckigen Spalt, der sich gebildet hatte, kam die erste Miss. Sie trug hoch aufgestecktes, blondes Haar, hatte Jeans an, Stöckelschuhe und hielt in der Hand das Schildchen „1“. Ihr Lächeln schien zu sagen: „Wenn ich noch mal die Wahl hätte, wäre ich jetzt lieber zu Hause.“ Sie machte eine Runde, indem sie ihr Schildchen zweimal in der Luft kreisen ließ, und blieb auf einem Fleck stehen, auf dem jemand mit Kreide eine „1“ gemalt hatte. Der Regisseur, der sehr aufgewühlt war, zeigte sich auf einmal erstaunlich mitteilungsbedürftig. Er lehnte sich zu mir hinüber: „Sehen Sie nur, wie sie lächelt. Die ist nicht intelligenter als ihr eigenes Deospray. Hoffentlich benutzt sie überhaupt eines.“

„APPLAUS FÜR DIE NR. 1!“ brüllte der Ansager ihr ins Ohr. Miss Nr. 1 hielt sich an ihrem Schildchen fest, und ihre langen Wimpern zuckten ein paarmal. Ansonsten deutete nichts darauf hin, daß sie gerade einen Herzinfarkt bekommen hatte.

Aus dem Dreieck stakste Nr. 2 heraus. Sie trug ebenfalls Jeans und hochgestecktes Haar.

„APPLAUS FÜR DIE NR. 2!“ brüllte der Ansager, was dazu führte, daß das Mädchen mit der Nr. 2 sich unnatürlich schnell auf den Fleck zubewegte, auf dem „2“ stand.

Die Nr. 3 war erstaunlich klein und hatte ein sympathisches Gesicht. Den Regisseur schien komischerweise etwas anderes zu stören:

„Ich wette, die hat sich ein Schildchen geschnappt, als es keiner gesehen hat. Sehen Sie nur, wie die geht. Ihre Beine geben bei jedem Schritt nach, als ginge sie im tiefen Morast.“

Ich weiß nicht, aber irgendwie schien das Mädchen es gehört zu haben. In ihrem Lächeln lag das sichere Wissen, daß sie heute nicht als Siegerin vom Platz gehen würde. Die Bestätigung kam vom Bauarbeitertisch.

„Jesus, die ist ja noch häßlicher als meine Alte.“

„Die ist sogar noch häßlicher als du.“

Wiehern aus Arbeiterkehlen rundete diese Kommentare ab.

Nr. 4 überspielte ihre Nervosität durch kühle Verachtung des Publikums. Sie machte ihre Runde mit einem Lächeln, das Mona Lisa Konkurrenz machen könnte. Der Regisseur sagte nichts. Er hielt sich nur den Kopf.

Nr. 5 und Nr. 6 kamen fast gleichzeitig auf die Bühne. Sie machten keine Runde, sondern gingen in einer schlangenförmigen Bewegung auf ihre Plätze zu. Daß beide gleichzeitig erschienen, brachte den Ansager aus dem Konzept, so daß er vergaß, „Applaus“ zu brüllen, was keiner wirklich vermißte.

Nr. 7 war höchstens fünfzehn. Dafür war sie einen Meter achtzig groß und stark anorektisch veranlagt. Spätestens beim Bikini-teil würde sie sich vom Bauarbeitertisch etwas anhören müssen.

Nr. 8 rundete elegant das Feld ab. Sie brauchte nicht weit zu gehen. Ihr Platz war gleich am Vorhang neben dem Ansager.

Nachdem Nr. 8 erschienen war, begann sofort, ohne irgendeine Zwischenpause aus den Lautsprechern Michael Jacksons „Man in the Mirror“ zu tönen. Erst nach wenigen Augenblicken war klar, daß es sich um eine musikalische Untermalung handelte. Der Ansager rief in die Musik hinein:

„DIE ERSTE RUNDE KANN BEGINNEN: DIE MÄDCHEN HABEN FÜR SIE EINE SPEZIELLE TANZEINLAGE EINSTUDIERT! BITTE SEHEN SIE GENAU HIN.“ Niemand dachte daran, irgendwo anders hinzuschauen als auf die Bühne. Die Mädchen begannen, sich im Takt zu bewegen. Auch der Ansager schwang ein bißchen mit.

Der Regisseur beugte sich zu mir hinüber und schrie in den Lärm hinein. „FÜR MICH SIEHT DIE EINE HÄLFTE WIE NUTTEN AUS, UND DIE ANDERE IST ES AUCH!“ Das Schicksal wollte, daß im selben Augenblick die Tonanlage zusammengebrochen war und für Sekunden Totenstille herrschte. Der halbe Saal hatte das gehört. Drei der Mädchen verloren ihr Lächeln, eine schaute zu mir herüber, weil sie mich für den Täter hielt. Der Rest machte einfach weiter. Aber nicht mehr so flott wie vorher.

Als Frau Wagner bemerkte, daß man sich während der Show

unterhalten durfte, steckte sie den Kopf zu uns und meldete ihre Zweifel an:

„Man kann sie schwer auseinanderhalten, weil sie alle Jeanshosen anhaben.“

„Deshalb sind sie ja numeriert“, grinste der Regisseur. Seine Stimme war leiser geworden. Er hatte seine Lektion gelernt.

Die Mädchen wiegten sich noch ein paar Minuten im Takt von Michael Jacksons Liedern. Unterbrochen wurde die Einlage dadurch, daß eine nach der anderen auf den Laufsteg hinausmarschierte, dort eine Art Kniebeuge machen mußte, wobei sie ihre Beine spreizte, um dann wieder erleichtert in die Reihe der anderen zurückzukehren. Das alles wurde vom Ansager kommentiert. Er stellte die Namen der Kandidatinnen vor, ihr Alter und das Sternzeichen, was jedoch im Musiklärm völlig unterging. Das Publikum bestellte lauthals mehr Bier, und die Kandidatinnen wirkten vielleicht nicht selbstsicherer, aber irgendwie erleichtert. Der Ansager mäßigte seine Stimme. Der Regisseur massierte genüßlich seine Nase und Frau Wagner sah auf ihre Armbanduhr, die schon während des Ersten Weltkriegs die Zeit gemessen haben mußte. Ich dachte zum erstenmal ernsthaft daran, Yogaunterricht zu nehmen. Danach war der erste Teil zu Ende, ebenso abrupt, wie er begonnen hatte. Die Mädchen verschwanden hinter dem Vorhang, um einem „Unterhaltungsprogramm“ zu weichen.

Es bestand zuerst aus zwei Pärchen, die Aerobic-tanz vorführten. Sie besprangen sich von allen Seiten, wobei der Partner immer bemüht war, seine Partnerin möglichst hoch in die Luft zu werfen. Es sah aus, als wollte er sie gegen die Decke knallen, die tatsächlich sehr niedrig war. Am Ende verabschiedeten sie sich mit benommenem Gesichtsausdruck. Als nächstes sprang ein junger, dunkelhäutiger Mann in einem metallicfarbenen Anzug auf die Bühne.

„Ich heiße Fabrizio!“ rief er mit italienischem Akzent ins Mikrofon. Er zeigte mit dem ausgestreckten Finger auf einen

Tisch, den nur er im Dunklen des Raumes erkennen konnte, und rief: „Das ist meine Miss Polonia! Ciao Mama!“ Damit gewann er die Herzen aller anwesenden Mütter. Bei den Bauarbeitern, die offenbar gewettet hatten, wer die ersten dreißig Biere austrinkt, war die Wirkung umgekehrt.

„Noch so ein Nivea-Arschloch“, sagte der erste.

„Und außerdem eine Schwuchtel“, bestätigte der zweite.

Fabrizio, das Nivea-Arschloch und Schwuchtel, begann einen Kuschelsong von Elvis Presley und ging dann ohne Übergang über zu Dean Martin. – Nach einer halben Stunde hatte er alle Schlager der westlichen Hemisphäre durch. Zum Abschied gestand er mit fliehendem Atem, daß er schon bald in die Toskana fahre, wo er, wie schon an seiner letzten, nun auch an seiner neuen CD arbeiten werde. Da die neue CD ebenfalls aus Remakes von Elvis Presley, Eros Ramazotti usw. bestehen würde, stellte sich die Frage, warum er deswegen in die Toskana fahren müsse. Aber niemand im Saal war für solche Feinheiten empfänglich. Außer Frau Wagner, die sich langsam als eine verwandte Seele entpuppte: „Der junge Mann vergeudet seine schöne Stimme.“

Als die Hälfte des Publikums bereits vergessen hatte, daß es sich um eine Miss-Wahl handelte, kam der Ansager und läutete den Höhepunkt und zugleich den Abschluß des Abends ein. Offenbar hatte ihn jemand hinter der Bühne belehrt, er solle weniger begeistert wirken, denn er sprach plötzlich mit der Würde eines ARD-Wetteransagers. „MEINE DAMEN UND HERREN – DER MOMENT, AUF DEN WIR ALLE GEWARTET HABEN – BIKINI!!!“ Dann sah er zur Jury hinüber und raunte: „Wählen Sie weise. Es ist die letzte Gelegenheit, sich ein Urteil zu bilden.“

Der Vorhang teilte sich wieder. Diesmal entstand ein Rechteck, aus dem die Mädchen in Bikinis heraustraten. Die Mädchen kamen, eine nach der anderen. Es war ihnen sichtlich unangenehm, im Bikini anzutreten. Nur das bevorstehende Ende gab ihnen den nötigen Mut. Sie bildeten einen Kreis, und eines der Mädchen marschierte abwechselnd den Steg auf und ab. Das

Publikum war ungewöhnlich still. Der Regisseur hielt sich den Kopf und nahm von Zeit zu Zeit die Brille herunter. Wie die meisten Brillenträger schien er dann besser zu sehen.

Die Mädchen machten zwei Runden auf der Bühne, bis der Ansager sich in die Mitte stellte und ins Mikro schrie: „WIR HABEN BESCHLOSSEN, DASS ANMUT UND ESPRIT DEN AUSKLANG DES ABENDS BILDEN WERDEN! DIE ANMUT KANN JEDER SEHEN, NUN FOLGT ESPRIT!“

Er fischte sich aus dem Kreis die Nr. 1 heraus und hielt ihr das Mikro vors Gesicht. Die Nähe des Ansagers machte sie offenbar nervös. Ihr Schildchen zitterte wie Espenlaub. Sie machte den Eindruck, als hätte sie sich am liebsten dahinter versteckt.

„Kandidatin Nr. 1. Sie sind neunzehn Jahre jung. Steinbock im Sternzeichen. Wir wissen aber noch nicht, was Sie von Beruf sind?“ las der Ansager von einem Zettel ab, den er aus der Tasche gezaubert hatte.

„Studentin“, lautete die Antwort. Sogar der in der letzten Reihe begriff, daß die Antworten vorgegeben wurden. Vermutlich sogar vom Ansager selbst.

„Was sind Ihre Hobbys?“

„Tanzen, Sport, Reiten und – auch wenn es dumm klingt – Männer.“

„Ohohoho! Das klingt ganz und gar nicht dumm. Was würden Sie tun, wenn Sie eine Million gewinnen würden?“

„Ich würde die Hälfte den hungernden Kindern in Afrika abgeben. Nur werden die Gelder oft veruntreut, so daß ich sie vielleicht doch lieber ...“

„Applaus für die Kandidatin Nr. 1!“ unterbrach der Ansager.

Nr. 1 ging auf ihren Platz zurück.

„Kandidatin Nr. 2. Kommen Sie zu mir“, rief der Ansager.

Nr. 2 trat aus der Reihe.

„Und was machen Sie beruflich?“

„Ich studiere.“

„Was, wenn man fragen darf?“

„Psychologie.“

„Oho, da muß ich auf der Hut sein. Was ist Ihr Traumberuf?“

„Ich würde gern als Modell oder sogar Schauspielerin arbeiten.“

„Aber Sie studieren Psychologie.“

„Das macht doch nichts.“

„Was sind Ihre Hobbys?“

„Tanzen, Sport und Reiten.“

„Was würden Sie mit einer Million machen? Auch den armen Kinder schenken?“

„Ja, natürlich. Oder vielleicht –“

„Applaus für die Kandidatin Nr. 2.“

Kandidatin Nr. 2 war überhaupt nicht enttäuscht. Im Gegenteil, sie warf Nr. 1 im Vorbeigehen einen geringschätzigen Blick zu.

Genauso ging das bis zur Kandidatin Nr. 8. Nur Nr. 5 tanzte aus der Reihe, indem sie auf die Frage „Was ist Ihr Traumberuf?“ antwortete: „Bestimmt nicht, eine Nutte zu sein!“ und dem Regisseur einen haßerfüllten Blick zuwarf. Nr. 7 erklärte sich solidarisch, indem sie auf die Frage, ob sie einen geheimen Wunsch hätte, antwortete: „Eine Gehirnwäsche, damit ich den heutigen Tag für immer vergesse.“

Das Publikum wieherte vor Lachen über das Gesicht des Ansagers. Der Regisseur neigte sich wieder zu mir und murmelte: „Jetzt stehen wenigstens zwei Dinge fest. Die Kinder von Afrika wären um vier Millionen reicher, und die Mädchen sind keine Nutten. Wenigstens nicht heute.“

„WÄHLEN SIE WEISE, LIEBE JURY! WIR VERLASSEN UNS AUF SIE!“, brüllte der Ansager.

„Ich glaube, dieser Mann ist homosexuell“, bemerkte Frau Wagner.

„Ja, aber sein Ratschlag ist gar nicht dumm“, schaltete sich der Regisseur ein. „Je mehr Runden die machen, desto weniger

weiß man, welche wirklich die häßlichste ist. Gott sei Dank stand meine Siegerin schon am Anfang fest.“

Frau Wagner teilte offenbar seine Meinung nicht. Sie wußte überhaupt nicht, wem sie die Stimme geben sollte. Sie schob mir ihren Stimmzettel hinüber und flüsterte: „Dieses Scheinwerferlicht blendet einen so sehr, daß man kaum was sieht. Würden Sie so nett sein und für mich wählen? Ich sage es auch nicht weiter.“

Jetzt hatte ich zwei Stimmzettel und noch immer keine Kandidatin. Ich schwankte zwischen Nr. 5 und Nr. 7, weil sie aus dem Rahmen gefallen waren. Bevor ich mich entschied, lugte ich noch dem Regisseur über die Schulter. Auf seinem Zettel stand schon seit Ewigkeiten die Nr. 2. Auch die anderen Juroren hatten offenbar ihre Wahl getroffen. Einige diskutierten noch heftig. Ich nahm meinen Zettel und den von Frau Wagner und machte kurzen Prozeß. Ich schrieb je zweimal eine Fünf darauf.

Dann wurden die Stimmscheine eingesammelt, und der Juryvorsitzende, der – wie sich herausstellte – der Regisseur höchstpersönlich war, wurde unter Fanfaren auf die Bühne gebeten. Die Mädchen versammelten sich hinter dem Ansager und tuschelten etwas miteinander. Dann war es soweit. Der Ansager stellte den Regisseur vor, zählte all die Filme auf, die er gedreht hatte, und danach die, die er um ein Haar gedreht hätte. Die Filme, die er um ein Haar gedreht hätte, waren ziemlich bekannt im Gegensatz zu denen, die er gedreht hatte. Danach ging es nahtlos über zur Bekanntgabe der Siegerinnen.

Der Ansager brüllte ins Mikrofon: „SCHON IN WENIGEN SEKUNDEN FOLGT DER MOMENT, AUF DEN ALLE WARTEN: WER WIRD MISS POLONIA 2002? WÜRDEN SIE BITTE SO FREUNDLICH SEIN!“

Der Regisseur trat vor und sagte: „Im Namen der Jury, die übrigens keine leichte Aufgabe hatte, haben wir wie folgt entschieden. Den Titel der zweiten Vize-Miss erhält die Kandidatin Nr. 6. Die Vize-Miss erhält als Preis ein Kosmetikset der Firma Yves

Rocher, weiters einen Gutschein von Palmers in der Höhe von 200 Euro. Wir gratulieren alle herzlich!“

Die Scheinwerfer richteten sich alle auf die Nr. 6. Diese trat schwankend aus der Reihe ihrer Mitstreiterinnen hervor und riß die Arme empor. Diese Siegesgeste wurde vom Regisseur blitzschnell genutzt, und er legte ihr die Schärpe an (man hatte sie ihm diskret hinter dem Vorhang gereicht), auf der in goldenen Lettern, wie man sie auf Friedhofskränzen sieht, stand: „Zweite Vizemißs Polonia 2002“. In ihrer Aufregung hatte die Dame verstanden, sie hätte gewonnen. Als sie aber auf ihre Schärpe blickte, wurde ihr klar, daß sie sich geirrt hatte. Dieses Mißverständnis, das sich in ihrem Gesicht abspielte, wurde gnadenlos von 500 Watt Scheinwerfern ausgeleuchtet. Das Publikum begann zu lachen. Die Bauarbeiter, die man hinter den Bierflaschen kaum noch sah, riefen: „Sei froh, du Nudel! Sei froh!“

Nr. 6 beschloß, sich an diesen Rat zu halten. Sie verbarg ihr Gesicht hinter dem Blumenstrauß, der vom Ansager nachgereicht wurde, und verdaute einen Sieg, der sich als Niederlage entpuppt hatte.

Der Regisseur fuhr fort:

„Bitte um Trommelwirbel! Jetzt kommen wir zum zweiten Preis.“ Er machte eine Pause, in der man statt Trommelwirbel nur Totenstille hörte, und verkündete: „Die erste Vize-Miss Polonia ist die Numerrr ... fünf!“

Numerrr fünf ließ sich die Schärpe vom Regisseur anlegen, nicht ohne ihm mit Blicken zu verstehen zu geben, was sie von ihm hielt. Dann drehte sie sich zum Publikum und lächelte mit dem Lächeln einer Frau, die trotz des zweiten Platzes sich am liebsten in Luft aufgelöst hätte.

Und dann wurde der Höhepunkt des Höhepunkts eingeläutet. Der Juryvorsitzende hüstelte, um die Spannung noch mehr in die Höhe zu treiben und rief aus:

„Und die Miss Polonia 2002 ist – die Nummer zwei! Wir gratuulieren!“

Alles brach in tosenden Applaus aus, in den der Juryvorsitzende verzweifelt all die Preise hineinschrie, die die Siegerin erwarteten.

Die frischgebackene Miss Polonia 2002 trat vor. Obwohl sie nichts anderes erwartet hatte, schien sie der Aufregung, die sie übermannte, nicht gewachsen. Der dargereichte Blumenstrauß zitterte so, daß er beinahe auseinanderfiel.

Der Ansager drängte unauffällig, aber bestimmt den Regisseur ab und versuchte aus der frischgebackenen Miss Polonia 2002 herauszuquetschen, was offensichtlich war. Er wollte wissen, ob sie überglücklich sei. Diese Frage entlockte ihr mehrere Tränen. Sie schluchzte sich damit den „unglaublichen Streß, der endlich weg war“, von der Seele. Nachdem ihr wirklich bewußt wurde, daß das „alles wirklich passierte“, daß alles „kein phantastischer Traum war, aus dem sie jeden Augenblick aufwachen würde“, fragte sie den Ansager, ob ihr Mann zu ihr auf die Bühne dürfe?

„Ihr Boyfriend“, korrigierte sie kokett der Ansager. „Aber natürlich. Wir bitten den Boyfriend der Miss 2002 auf die Bühne!“

Als hätte er nur darauf gewartet, sprang auf die Bühne ein zwanzigjähriger Jüngling, braungebrannt und angetan mit einem weißen Rüschenhemd. Unser Ansager hielt ihm das Mikro hin.

„Sind Sie stolz auf Ihre Freundin? Sie ist heute, wie ich glaube, zu Recht als die Schönste gekürt worden!“

„Das war für mich schon immer klar“, sagte der junge, braungebrannte Solariummann. Seine Stimme klang ruhig und sicher. „Meine Ehefrau ist nun einmal das, was man in Österreich eine verdammt flotte Biene bezeichnet.“

Nach diesem Geständnis breitete sich allgemeines Stirnrunzeln im Publikum aus. Daß es sich um eine flotte Biene handelte, bezweifelte niemand. Aber das Wort „Ehefrau“ war durchaus fehl am Platze. Sogar die Bauarbeiter wußten, daß was nicht stimmte.

„Hey“, sagte der erste. „Die hat schon einen festen Macker. Wie gibt’s das?“

„Hab gleich gespürt, daß das keine Jungfrau ist“, murmelte der zweite.

Der Ansager fragte mit einer Stimme, die innigst auf ein „Nein“ hoffte.

„Sie sind also wirklich verheiratet?“ – Die Antwort kam prompt: „Schon seit drei Jahren. Und wir haben zwei entzückende Kinder.“

Es herrschte zum zweitenmal vollkommene Stille im ganzen Saal. Alle verdauten die Nachricht, indem sie die vor Freude schluchzende Miss Polonia 2002 anglotzten. Aber dann nahm das Publikum die Sache in die Hand, und es regnete katholischen Applaus, der alle Zweifel zum Schmelzen brachte. Am Ende applaudierten sogar die Juroren selbst. Auch ich applaudierte zum erstenmal an diesem Abend.

„Haben wir gewonnen?“, fragte Frau Wagner.

„Im gewissen Sinne haben wir das Leben gewonnen“, sagte ich.

Der Ausklang des Abends dauerte noch einmal so lange wie die ganze Miss-Wahl inklusive Eröffnungsarie. Photographen lichten alles ab, was eine Schärpe anhatte. Die Verliererinnen suchten hinter dem Vorhang, hinter dem sie noch vor zwei Stunden herausmarschiert waren, Schutz. Das Publikum kümmerte sich um sich selbst. Es bestellte Getränke und redete über die Dinge, die nichts mit der Schönheitswahl zu tun hatten. Der Regisseur, der merklich ins Abseits geriet, rettete den Rest seines Ansehens dadurch, daß er von einer Siegerin zur anderen eilte und ihr die Hand küßte. Ein paar Juroren warteten gar nicht das Ende ab. Sie erhoben sich unter dem Vorwand, auf die Toilette gehen zu müssen, und wenig später sah man sie im Mantel durch die Tür verschwinden. Der Ansager überlegte für einen Moment, ob er noch ein Abschiedslied singen sollte, legte dann aber das Mikro zurück. Frau Wagner und ich beschlossen, noch ein Glas Wein zu

trinken, um den Abend ausklingen zu lassen. Schließlich würden wir beide nicht so schnell wiederkommen.

An unseren Tisch kam eine Kellnerin und brachte uns den Wein. Sie war in Eile, weil die Bauarbeiter ihre Sakkos abgeworfen hatten und nach mehr Bier verlangten.

„Darf ich kassieren?“, fragte sie.

Wir starrten sie an wie einen Geist.

„Ich kann auch später kommen. Kein Problem“, sagte sie verunsichert.

„Ist schon in Ordnung. Ich zahle für uns beide“, sagte ich, froh, daß man mich mit kühlem Blut gesegnet hatte. Die Kellnerin steckte das Geld ein, nahm ihr Tablett unter die Schulter und rauschte ab in die Küche. Frau Wagner und ich sahen ihr nach, bis sie in der Tür hinter dem Tresen verschwand.

„Haben Sie das gesehen?“, fragte Frau Wagner. Sie war sichtlich aufgewühlt. Zum erstenmal an diesem Abend. Ich wußte haargenau, was sie meinte. Eigentlich hätte sie es gar nicht auszusprechen brauchen. Aber sie tat es doch: „Dieses schöne Mädchen gerade eben. Wer war das?“

Am nächsten Morgen, als ich mir beim Frühstück anhören mußte, wie man Cornflakes richtig zubereiten sollte, stockte meine Frau mitten im Satz. Als leidenschaftliche Sitcom-Zuschauerin beherrscht sie dieses verblüffende physische Phänomen perfekt. Ihr Messer, auf dem noch ein wenig Butter war, erhob sich und zielte auf meine Brust: „War Witzig Pfiffig nicht gestern auf so einer komischen Veranstaltung?“

„Ganz recht. Die Miss-Polonia-Wahl.“

„Und wer hat gewonnen?“

Das war eine gute Frage. Aber dafür ist meine Frau bekannt. Gute Fragen sind ihr quasi in die Wiege gelegt worden.

„Die Schönheit hat gewonnen.“

Leider sind mir gute Antworten nicht in die Wiege gelegt worden. Ich muß sie mir mühsam erarbeiten.

„Die Schönheit“, wiederholte sie. Ihr Messer sank langsam auf den Teller. Sie sah einen Moment auf die Cornflakes, die ich falsch zubereitet hatte, und hob dann würdevoll ihren Kopf, wie man es ihr in den Yogastunden beigebracht hat.

„Was weiß Witzig Pfiffig schon darüber?“

Ich erwiderte furchtlos ihren Blick. Denn erstens schätzte ich ihren Intellekt. Und zweitens – seit gestern wußte ich tatsächlich einiges darüber.

11. September

Catalin Dorian Florescu

Nicol Ljubic
Mohammad Aref
Radek Knapp
Selim Özdoğan

Zoran Drvenkar
Tzvetia Sofronieva
Richard Durač
Jefferson S. Chase
Natascha Wodin

Und es gab für Max Birner so viel zu überprüfen. Und die Angst wich von ihm nicht, wenn er bloß einmal überprüfte. Zwanzigmal und zwanzigmal waren manchmal nicht genug. Man hätte ihn an ein Paar kräftige Ochsen anbinden können, er wäre kräftiger gewesen als alle Ochsen der Welt. Kein Ochse hätte ihn davon abbringen können, in sein Badezimmer zu gehen und im Spiegel nach verräterischen Stellen zu suchen. Nach Verfärbungen der Haut, nach Anschwellungen der Lymphen, nach Pilzen an ungewohnten Stellen. Wenn er Brüste gehabt hätte, hätte er sie bestimmt nach Knoten abgesucht.

Oft blieb er dort eine halbe Stunde und verfolgte im Spiegel seine Körperlinien, Gesicht, Hals, Schultern, während er die Fingerkuppen in die Haut drückte, dort, wo er die Lymphen vermutete. Er drückte sie hinter die Ohren. Er streckte den einen Arm in die Höhe und drückte die Finger der anderen Hand in die Achselhöhle. Er nahm sich kaum wahr, er nahm nur seine Befürchtungen wahr.

Eine halbe Stunde vor dem Spiegel und dann zehn, fünfzehn Minuten zusammengekauert neben der Badewanne, die Kacheln anstarrend, mit dem Fuß gegen die Wand und den Schrank tretend, schwer atmend, als ob er gerade mit den schlimmsten Dämonen gekämpft hatte.

Und er hatte mit ihnen gekämpft, so verblendet war Max Bir-

ner nicht, daß er nicht wußte, mit welchen Dämonen er es zu tun hatte. Und wie schwierig der Kampf werden würde, wenn er so weitermachte. In seiner leeren Wohnung hallte seine Stimme hinter der Badezimmertür wider: „Gott, mach, daß das alles aufhört! Ich kann nicht mehr.“ Und Gott erhörte ihn und schenkte ihm eine, zwei, zwanzig Minuten Ruhe.

Max Birner ging ins Wohnzimmer, und wenn es nirgends juckte, zuckte oder schmerzte, konnte er sich ein bißchen entspannen, einen Artikel lesen, Musik hören, Fernsehsendungen anschauen. Er war anspruchslos geworden, denn das Anspruchsloseste reichte bereits für seine Erschöpfung. Nach zwanzig, dreißig Minuten stand er auf und wollte kochen, aber als er die Lebensmittel aus den Schränken holen wollte, kamen bereits wieder die Zweifel. Wieso erinnerte er sich nicht mehr an die Namen der Lebensmittel, wieso hatte er die Verkäuferin nach dem Dingsda fragen müssen, anstatt klar nach dem ... ja eben nach dem *Dingsda*, das ihm auch jetzt nicht einfiel?

„Von einem Dingsda zum anderen verblödet man ein Stück mehr“, hatte sein Vater gesagt, als dessen Bruder Alzheimer bekam. Aber der war über sechzig gewesen, doch Max Birner kaum über dreißig, und er hatte niemals davon gehört, daß ein so junger Mensch wie er wegen der Alzheimerverblödung zu einem menschlichen Gemüse wurde.

Jordan war es wegen der äußeren Einwirkung geworden, die sich seinem Kopf in den Weg gestellt hatte, als er vom Motorrad geflogen war, und sie hatten alle dagestanden wie verzaubert, zwei, drei Sekunden lang, und sie hatten es nicht für möglich gehalten, daß das, was sie gerade sahen, wirklich war. Daß der vertraute Körper Jordans so unvertraut fliegen konnte und unvertraut verrenkt neben dem Kotflügel eines geparkten Autos zum Stillstand kam. Die äußere Einwirkung war ein Mercedes, neuestes Modell, graumetallic.

Dann war das Schreien losgegangen, die Mutter schrie, und Jordans Freundin schrie, und der Vater sagte nur „Jetzt ist's pas-

siert“, und was er, Max Birner, getan hatte, wußte er nicht mehr, aber es war eine andere Art Nichtwissen, als wenn er sich an die Lebensmittelnamen nicht mehr erinnerte.

Überhaupt hatte die Geschichte mit den Lebensmitteln und den Lymphen erst danach begonnen. Wochen danach. Überhaupt war sein Unglück nach Jordans Unglück gekommen, genauso wie er, als jüngerer Bruder, immer alles im nachhinein bekommen hatte: die Kleider Jordans, als sie ihm zu kurz geworden waren, den Ärger des Vaters, als Jordan sich ihm entzog, die Joints, die sein Bruder mit den Kumpels rauchte. Im Schatten seines Bruders hatte er sich wohl gefühlt, doch jetzt war dessen mächtiger Schatten ein kümmerliches Etwas zu Hause bei den Eltern. Ja, Jordan Birner war dorthin zurückgekehrt, von wo aus er, wenn nicht für den Vater dann für sich selbst, vielversprechend aufgebrochen war: in sein Jugendzimmer in Zürich.

Die Krankheiten, an denen Max Birner mit Vorliebe litt, waren: AIDS, Krebs, Schizophrenie, Alzheimer, Creutzfeldt-Jakob. Als die verrückten Kühe aufgetaucht waren, als er gehört hatte, daß alles mit seltsamen Zuckungen und Wortfindungsschwierigkeiten anfang, gab es keine Nacht mehr, in der er nicht wach dalag und gespannt auf Zuckungen wartete, bis ihm die Beine und Arme einschliefen und er sich fragen mußte, ob es Abwandlungen gab, bei denen Lähmungen auftauchten.

Schlimme Dämonen hatte sich Max Birner ausgesucht. Die schlimmsten von allen. Ihm kam es aber vor, als ob sie ihn ausgesucht hätten, die ordinären Bestien. Eines Tages war er aufgewacht, und sie waren da, sie umkreisten ihn und warteten auf seine nächste Bewegung. Sie fraßen ihm Stück für Stück seine ganze Kraft weg, seinen Optimismus, den man, weil er linkslastig war, auch *Maxismus* nannte.

„Der Max und sein Maxismus“, lachten die Freunde und zeichneten auf all seine Bilder lange Bärte. „Der Max revolutioniert die Welt“, sagte die Mutter. „Er soll lieber schauen, daß er seine Zunge besser zügelt. So macht er sich nur Feinde“, sagte

der Vater. „Max wird es allen zeigen“, sagte der Bruder und hielt ihn an den Schultern fest. Das gefiel Max, daß sein Bruder zu ihm hielt. Daß er womöglich auch einen mächtigen Schatten werfen würde, für andere.

Und alle liebten ihn für seinen Enthusiasmus, den sie, außer Jordan, nicht mehr hatten. Weil er ihnen die Bürde abnahm, sich selber über das aufzuregen, was auf der Welt nicht stimmte. Sie spürten, daß sie ihre nachlassende Energie auf die nächsten zwanzig, dreißig und mehr Jahre verteilen mußten. Also tat es Max an ihrer Stelle. Er ging mit seiner Kraft um, als wäre sie unerschöpflich.

Ja, das war sein Kapital gewesen: sein Durst nach Leben, sein unzählbarer Wunsch, sich dieses Leben in großen Schlucken zuzufügen, daran fanatisch teilzuhaben, nicht nach den Regeln der Bonzen, der Reaktionäre, der Unterdrücker, sondern nach den Regeln der Liebe, der Gerechtigkeit, des Verzichts. Deshalb hätte man ruhig sagen können, daß Max Birner bis zum 29. Mai 2001 wenn nicht ein glücklicher, dann ein zufriedener Mann gewesen war.

Und dann war es damit schneller zu Ende, als er es sich jemals hätte vorstellen können. Zwei, drei Sekunden hatten für die schlimmste aller Ungerechtigkeiten des Lebens gereicht. Es gab eine Zeit, man kann es kaum glauben, da beteten sie, daß Jordan bloß ein bißchen gelähmt bliebe. Man hätte alles so einrichten können, daß er zurechtgekommen wäre. Und sie wären es auch. Aber Gott hörte nicht hin. Oder er hörte allzu genau hin und schickte die Dämonen, um Max Birner zu prüfen.

„Jetzt werden wir geprüft“, hatten die Eltern gesagt. Der Vater war innert Wochen ergraut, Mutters Augen senkten sich in die Augenhöhlen. „Bestimmt hat noch kein Sohn seine Eltern so schnell altern sehen wie ich“, hatte Max den Freunden gesagt. „Mit einem Gemüse kann ich nicht zusammen sein. Das übersteigt meine Kräfte“, hatte Jordans Freundin in der Küche geäußert. Man hat ihr die seltenen Besuche und deren Ausbleiben

nicht übel genommen. Man wäre am liebsten selber davongelaufen, aufgewacht aus dem bösen Traum, oder hätte die Augen geschlossen, um nicht hinzusehen. Aber man sah hin, auch mit geschlossenen Augen, gerade mit geschlossenen Augen, man sah Jordan zum zehnten, zum zwanzigsten, zum hundertsten Mal fliegen.

Wenn Max Birner sich endlich davon überzeugen konnte, daß junge Menschen nicht einfach so zum Gemüse wurden, sondern daß es zum Beispiel äußere Einwirkungen brauchte, beruhigte er sich wieder und kochte weiter. Aber beim Essen fiel es ihm ein, daß er das Titelblatt einer Zeitschrift gesehen hatte und darauf stand, daß man sehr wohl auch in jungen Jahren Alzheimer bekommen könne. Der Zirkus ging von neuem los, und Max Birner war ein schlechter Dompteur seiner Dämonen. Er fing wieder an zu überprüfen. Und es gab so viel zu überprüfen, bevor er kraftlos neben das Waschbecken sank.

So verliefen die Tage Max Birners zwischen Angst und weniger Angst, zwischen dem Badezimmer und der übrigen Wohnung, zwischen Schweigen und gelegentlichen Anrufen zu Hause. Er war nicht mehr der alte Max, er war ein Klumpen Mensch ohne Lachen, ohne Orientierung, ohne Kontrolle über seinen Zustand. Max Birner war verzweifelt.

Ein Mann hat den Vorteil seines Geschlechts. Er wird nicht angemacht, wenn er allein eine Bar betritt, er wird nicht bemitleidet, wenn er allein in einem Restaurant ißt, oder schief angeschaut, wenn niemand neben ihm im Kino sitzt. „Er ist auf der Jagd“, denkt man. „Er schlägt die Zeit tot.“ „Er ist gern der einsame Wolf.“ Das Herumstreifen gehört zu ihm, ja, man erwartet es ein bißchen. Die Einsamkeit des Mannes ist Selbständigkeit, meint man, obwohl die Sehnsucht womöglich dieselbe ist. Deshalb darf er unbehelligt herumziehen, ein unruhiges Großstadtraubtier, auf der Suche nach der nächsten Gelegenheit, der nächsten weiblichen Bleibe, wo er sich für kurze Zeit die Wunden lecken

kann, bevor auch er welche zufügt. Eine Frau hingegen hat auf der ganzen Linie die schlechteren Karten. Eine Frau über vierzig die ganz schlechten.

Das wußte Rosalie, während sie sich schminkte für den großen Auftritt, der so groß nicht war, um so weniger, als niemand auf sie wartete, niemand in dieser großen, gräßlich leeren Stadt. Denn so sehr sie vor Leben barst, so sehr sich Zürich im letzten Jahrzehnt von einer Stadt, die nur den Brechreiz stimulierte, in eine Stadt mit Reiz entwickelt hatte, so leer erschien sie ihr. Und jeder ihrer Ausgänge so sinnlos. Aber sie zwang sich dazu mit der Verzweiflung des Schiffbrüchigen, der an der Oberfläche bleiben will. Und mit aller List der Frau.

Bei einer Frau wie ihr war die Schminke die List und das Badezimmer der Ort, wo sie entfaltet wurde. Die List brauchte Zeit. Damit sie um neun Uhr abends fertig war, fing sie bereits um sieben an. Baden, Haarewaschen, Maniküre und Pediküre inklusive. Dann stand sie vor dem Spiegel und brachte die Falten, die schlechte Haut, die Flecken zum Verschwinden. Dann war sie bereit für ... ja, für was eigentlich? Für eine weitere Niederlage, für eine müde und enttäuschte nächtliche Rückkehr, ein bißchen beschwipst und erheitert, aber niemals besoffen. Das war den Männern vorbehalten.

Als sie sich also an jenem Samstagabend, den 8. September, dezent geschminkt und parfümiert hatte, hatte sie sich vor den großen Spiegel im Bad gestellt und sich angeschaut. Von vorn, von der Seite und so gut es ging von hinten. Das Fleisch gab überall nach, das bißchen Schminke im Gesicht konnte nichts verstecken, nicht die Zellulitis an den Schenkeln, nicht die Wölbung am Bauch, nicht die Schlaffheit der Brüste und des Hinterns. „Du bist eine seltsame Erscheinung, Mädchen“, dachte sie und lachte.

Und das war sie auch, Rosalie, das Gesicht farbig, der übrige Körper gelblich und unförmig und der scheue Blick, mit dem sie ihr Spiegelbild streifte. Sie zog den Bauch ein, sie glättete die

Haut im Gesicht, und ihr Gesicht war kurz eine Maske. „Cher mit Geld“, murmelte sie, dann ließ sie die Haut los, „Cher ohne Geld“, fügte sie hinzu und lachte ihr erdiges Lachen, ein Lachen, das aus dem Boden unter ihren Füßen aufstieg und doch nur ein Raucherlachen blieb. Sie schaltete das Licht im Bad aus und piff Chers Lieder vor sich hin, als sie über sich einen dumpfen Schlag hörte und dann einen zweiten und einen dritten.

Sie kannte ihren Nachbarn nicht, dafür seine Schläge, manchmal mehrere am Tag. Manchmal zuckte sie zusammen, wenn sie nachts kamen, manchmal hatte sie bereits beim ersten den Besen in der Hand, sie hob ihn in die Höhe, bereit, an die Decke zu klopfen, sie sagte sich: „Noch eins, dann klopfe ich“, „Noch eins“, „Noch eins“, doch sie stand da, bis ihre Arme wehtaten und sie aufgab. Sie klopfte selten, denn eine alleinstehende Frau ist schlecht beraten, gegen einen rücksichtslosen Mann vorzugehen. Also legte sie sich wieder hin und hörte den Schlägen zu. Sie fragte sich, ob auch andere Nachbarn wach dalagen und zuhörten.

Ach, diese jungen Mädchen mit einer Taille, die durch einen Ehering schlüpfen konnte. So straff, so schmal, nirgends kleine Fettpolster, nirgends das Altern, sondern eine perfekte, leicht gebogene Linie von den Achseln bis zu den Hüften und dann am Becken und den Schenkeln entlang. Auch sie schminkten sich, aber mehr als diese List brauchten sie nicht. Keine weiten oder raffiniert geschnittenen Kleider, keine extra verstärkten Büstenhalter, keine Feuchtigkeits- und Faltencremes, keine Tag- und Nacht- und Vor- und Nachcremes, die dich in soundsovielen Tagen in Grace Kelly verwandeln, aber nicht in Cher, denn dafür braucht man schon das Messer des Chirurgen.

Und wie unbesorgt sie sich bewegen, diese Mädchen, wie geschickt sie ihren Körper einsetzen, als ob das Leben, die Männer, das Universum sich nach ihnen richten würden, als ob das Zentrum der Welt dort war, wo sie waren. Und genauer gesehen war es auch so, zu viele Blicke zogen sie an, die klei-

nen runden Hintern, die makellose Haut, die kleinen Tätowierungen, der beringte Bauchnabel. Ja, das war auch List, vorzügliche List sozusagen. Aber es war eher Luxuslist, etwas, das man sich einfach leistete, nicht etwas, das das Schlechte unsichtbar machen mußte. So viel stumme Bewunderung, nur wenig davon hätte genügt, und Rosalie hätte sich für eine schöne Frau gehalten.

Die hatte sie zuletzt nicht einmal von ihrem Mann bekommen, genannt *Schwein*, nachdem er vor sechs Jahren den Ehering mit einer Taille, genannt *Schlampe*, getauscht hatte. Eine von denen, die ihr dauernd vor der Nase herum liefen, am Limmatquai, am Bellevue und an sonnigen Nachmittagen am Ufer des Zürichsees. Zuletzt war ihr Mann nächtelang nicht mehr nach Hause gekommen. Dann hatte er so stark nach der anderen gerochen, daß sie ihm eines Tages eine Pfanne ins Gesicht schlug.

Sie hörte sein Nasenbein brechen, sie sah seine Nase explodieren und auf der Stelle anschwellen und sich blau färben, sein Blut war an ihren Kleidern, auf dem Küchenboden, den Möbeln, es war überall, doch überall war ihr nicht genug. Denn Rosalie kam aus São Paulo, und dafür hatte er sie schließlich vor fünfzehn Jahren gewollt, für ihr Temperament. „Die Schweizer Frauen haben das nicht, was du hast“, hatte er auf Englisch gesagt und dann nach Worten gerungen für das, was die Schweizer Frauen nicht hatten. „This ... this ... this ...“, hatte er gestottert, und sie, später genannt *Sau*, hatte sein Stottern für Scheu gehalten, sein Bemühen, das richtige Wort zu finden, für Aufrichtigkeit. Noch nie hatte jemand nach dem richtigen Wort für sie gesucht, auch wenn ihr Bett selten leer geblieben war. „This ... this ... you know what“, beendete er seine Suche, und sie hatte keine Ahnung davon, was sie mehr als die *swiss women* hatte. Doch! Sie hatte diesen Schweizer.

Es war keine Liebe gewesen zwischen Rosalie und ihrem Schweizer, dafür war das Kennenlernen zu sehr Absicht gewesen. Die Absicht ihrer gemeinsamen Freunde, zwei freie Men-

schen zusammenzuführen. Und ein bißchen auch die Armut Rosalies zu beenden. Das aber gaben sie niemals zu. Doch man mußte ein Esel sein, um nicht zu wissen, wie sehr *Suiça* eine Rolle spielte, wie sehr sich nicht nur Rosalie, sondern jede einzelne ihrer Freundinnen und Feindinnen dort hinwünschte.

Deshalb schützte sie ihren Schatz. Und *Schatz* nannte sie ihn auch, *Schätzli*, so wie er ihr es beigebracht hatte und wie es ihm besonders gefiel. Sie schützte ihn vor ihren Freundinnen und Feindinnen, ihren Schwestern und Arbeitskolleginnen. Sie schützte ihn davor, bis sie beide im Flugzeug saßen, und sie sich in Sicherheit fühlte. Daß sie ihn auch in der Schweiz und auch nach fünfzehn Jahren vor den Mädchen mit den dünnen Taillen hätte schützen sollen, wäre ihr nicht eingefallen.

In Brasilien war sie ihm die ganze Zeit treu geblieben, auch dann, wenn er nach Europa zurückkehrte, auch dann, wenn sie von ihm nur seine Telefonanrufe hatte. Und das Geld, das er hinterließ, aber das war nicht ausschlaggebend. Gelegenheiten hätte es genug gegeben, Männerfleisch auf sich und in sich zu spüren, aber sie sagte *No* einmal und *No* zweimal, und wer glaubte, Brasilianerinnen würden sich nicht zu oft wiederholen, täuschte sich in Rosalie. Denn sie sagte *No* auch zehnmal, wenn es sein mußte. Spätestens dann aber hätte sie gern eine Pfanne in der Nähe gehabt. Die Männer, auch die blindesten, merkten, wie sehr es sie reizte, mit irgendetwas nach ihnen zu werfen, und meistens waren es doch nur Worte. Man hätte Rosalie so viele Sprüche gar nicht zugetraut.

Die Fluchwörter hätte sie sich auch gewünscht, als er mit blutender Nase dastand. Statt dessen ließ sie erschrocken die Pfanne fallen und wollte ihn verarzten. Sie wollte ihn trösten. Sie wollte das Schwein mit dem Geruch der anderen am Körper waschen. Aber das Schwein fand sie eine dumme, fette, schwarze Fotze. Da kam also die Farbe ins Spiel, fünfzehn Jahre nachdem sie bei ihm in Zürichs Kreis vier gelandet war, nicht in seinem hübschen Haus mit Seesicht wie versprochen, sondern in einer

vernachlässigten kleinen Dachwohnung mit Blick auf Zürichs Strichmeile. Die Langstraße.

Aber sie hatte nichts gesagt, obwohl sie so etwas auch in Brasilien gehabt hätte, Hitze inklusive. Denn auf die winterliche Kälte hätte sie gerne verzichtet. Es kam also die Farbe ins Spiel und dann erneut die Pfanne. Zuerst der Pfannenboden ans Schädel-dach, dann der Pfannenrand in den Bauch. Dann brachte er seine Fäuste ins Spiel, und obwohl er ein untrainierter kleiner Elektronikverkäufer war, wogen seine Fäuste schwerer als der Pfannenboden für einen Frauenkörper wie den Rosalies.

Als sie beide mit gebrochenen und tropfenden Nasen dastanden wie Tiere, die ihre Kräfte für den nächsten Angriff sammeln, sie mit der Pfanne im Schoß und er mit den Fäusten in den Hosentaschen, sagte sie: „Raus hier, Schwein.“ Er gab zurück: „Du raus, Sau. Das ist meine Wohnung.“ Er hatte die stärkeren Argumente, also verlor Rosalie von einem Tag auf den anderen ihren Schweizer, die Wohnung und die bescheidene Sicherheit.

Weil sie inzwischen Schweizerin war, durfte sie bleiben. Weil sie einige Brasilianerinnen kannte, zwei, drei Huren, und zwei, drei andere, die wie sie hergeholt worden waren, fand sie Unterschlupf. Weil sie in einer Küche arbeitete, nahm sie zu. „Es wäre schade um so viel leeren Platz im Bett“, bemerkte sie, wenn sie nach ihrem plötzlichen Anschwellen gefragt wurde, und die Freundinnen hielten sie für witzig, der Witz einer Latina, aber sie verstanden nicht, daß sie es auf ihre Art ernst meinte.

Sie wollten sie in ihre Bars und Discotheken mitnehmen, ins *Lambada*, ins *Piranha* oder ins *Olé olé olé*, dorthin, wo man schneller zur Hure wurde, als man sich umschaute. Sie ging vier-, fünfmal hin, zwei-, dreimal schlief sie mit einem Kerl, doch als sie dann morgens Geld neben dem Bett fand, schaute sie die Scheine lange an, verführerisch waren sie schon, magnetisch sogar, zerriß sie aber und spülte alles ins Klo runter. Wenn sie länger gewartet hätte, wäre sie verloren gewesen. Innert Tagen wäre sie nur brasilianischer Mund für Schweizer Schwänze

gewesen. Oder für diejenigen der Gestrandeten aus aller Welt, die in irgendeiner Form für die Schweizer arbeiteten.

Männer aus allen Schichten, fette, alte, schlecht riechende. Männer, die nicht einmal nach einer Stunde kommen konnten, egal wie oft die Hure sie *Schätzli, Baby*, oder was sie halt zu hören wünschten, nannte. Nicht selten *Schwein*, aber es war anders gemeint als bei Rosalie. Und es mußte geil klingen, nicht wütend. Manchen Huren war es ein Vergnügen, die Klienten *Schweine* zu nennen, da konnten sie es endlich und bezahlt tun, während es Rosalie vor Empörung herausgerutscht war. Es war ihre verbale Pfanne.

Männer, die bereits nach zehn Sekunden kamen, kaum hatte die Hure das Geld wegsteckt. Denen sah man die Peinlichkeit ins Gesicht geschrieben. Wie Kinder, die bei etwas Verbotenem erwischt worden waren, traten sie von einem Bein aufs andere. Oder überspielten es: „Das ist mir schon lange nicht mehr passiert“, „Das ist mir nie passiert“, „Das passiert mir nie wieder“. Die Abgebrühtesten sagten gar nichts, denn sie wußten, daß sie nicht fürs Zuhören bezahlt hatten. Hier wurden Erklärungen nicht erwartet. Man war nicht bei seiner Ehefrau. Sie hatten jetzt erledigt, wofür sie bezahlt hatten.

Diejenigen, denen es peinlich war, meinten: „Du darfst nicht meinen, daß es immer so ist“, aber der Hure war es gleich, wie es sonst war; die Ausdauer ihrer Kunden war das Allerletzte, was sie kümmerte. Sie hätten rund um die Uhr kommen können, das hätte ihr nichts bedeutet. Oder im Gegenteil sehr viel, denn es wäre gut fürs Geschäft gewesen. Und ebenso gut war ein aufmerksames Ohr, ein tröstliches Wort, ein „Es wird schon wieder, Schätzli“ im richtigen Moment. Bei dem, was sie sich anhören mußten, hätten die Huren die Preise längst erhöhen müssen.

Doch es war nicht so, daß die Huren nur aus Berechnung handelten. Zu sehr steckten sie selbst in Schwierigkeiten, hatten ein Kind zu Hause, in Brasilien, Thailand oder wo auch immer, das

Kleider brauchte, Eltern, die Essen brauchten, Brüder, Schwester, Onkel, Tanten und Cousins bis in den vierten Verwandtschaftsgrad, die weiß Gott was brauchten, Zuhälter oder Vermieter, die ihr Geld wollten, und einen Sack voller Erinnerungen und Hoffnungen.

Wenn sie noch welche hatten.

Wenn nicht, half der Alkohol und manchmal auch mehr, um zu vergessen, daß man hier hergekommen war, um bald wieder wegzuziehen, reicher als zuvor, doch daß man mittlerweile das Wegziehen aufgegeben hatte, fünf, zehn, zwanzig Jahre schon. Deshalb sprachen die Huren höflich über ihre Kunden. Im Niemandsland waren sie alle.

„Der zahlt nur fürs Reden“, sagte eine und zeigte auf einen dicklichen Mann. „Er hat Rabatt bei mir, denn er ist arm, und seine Frau ist tot.“

Eine andere zeigte auf einen kleinen glatzköpfigen Italiener. „Der ist seit dreißig Jahren in der Schweiz. Tellerwäscher in einem Hotel. Schläft in einem winzigen Zimmer und kommt an den freien Tagen an die Langstraße. Damit er an meine Brüste rankommt, muß ich sitzen. Da kann ich mich ein bißchen ausruhen und an die Kinder denken.“

Die Langstraße war voll von solchen Geschichten. Tellerwäscher, Fabrikarbeiter, Bankangestellte, Mechaniker, Fahrer, Verkäufer aller Art, aber auch Ärzte, Ingenieure, Lehrer, Gelehrte, jeder mit mehr oder weniger gierigen Blicken, mehr oder weniger hastigen Schritten. Je nachdem, wie erregt sie waren oder wieviel Alkohol sie im Blut hatten, je nachdem, ob sie einen Ruf zu verlieren hatten.

Die Langstraße teilten sich praktisch zwei Berufsgruppen. Während die Dealer immer mit schnellen Schritten unterwegs waren, wegen der wartenden Kunden, der Polizei und der Unruhe in den Eingeweiden, lehnten die Huren an den Straßenecken, liefen von einer Bar in die nächste, so ganz nebenbei, so ganz unbeteiligt, doch immer beobachtend.

Und sie alle, Dealer und Huren, hatten einen untrüglichen Blick für den potentiellen Kunden. Und sie alle sprachen mit den Augen, wenn sich ein Potentieller näherte. Der Dealer flüsterte: „Sugar? Cola?“ Die Hure: „Na, Schätzli, wie wär's?“ Da war sie also, die große Welt, versammelt auf einem Kilometer Asphalt, die Welt der Illusionen und Persionen und des lang-samen Selbstmords.

Als Rosalie merkte, daß sie nach und nach dazugehörte, daß die Freier, Alkoholiker und Huren sie wie eine der ihren behandelten und daß ihr die Aussicht sogar ein bißchen gefiel, statt anderswo allein besser an der Langstraße zu sein, riß sie sich los, zog weit weg und brach alle Verbindungen zu den Stadtkreisen vier und fünf ab. Fortan machte sie einen großen Bogen darum. Sie nahm eine andere Arbeitsstelle an, wo sie als Mulattin für die Schweizer genauso gut hinpaßte wie in eine Restaurantküche oder auf den Strich: in ein Reisebüro für die fernen Länder, Brasilien inbegriffen. Und sie ging nur noch im Stadtzentrum und in der Altstadt aus. Und am Limmatquai.

Dort, wo sie am 8. September 2001 abends um neun Uhr dreißig an einem Tisch auf dem Gehsteig eine Pizza und ein Glas Chianti bestellte und sich bemühte, nicht zu viel von ihrem Zustand zu verraten. Dem Zustand einer vierundvierzigjährigen, alleinstehenden Frau, seit zu vielen Jahren alleinstehend. Niemand sprach sie an. Eine Stunde später verlangte sie die Rechnung und zog wegen der Kühle ihren Pullover an, den sie zwanzig Minuten später im *Café Terrasse* wieder auszog.

Sie unterhielt sich mit einer Bekannten, für deren Anwesenheit sie dankbar war. Sie redeten beide nicht, um etwas zu erfahren, sondern um *den Zustand* abzumildern. Solange es neue Themen gab, auch Tratsch, sah es nach einem gewöhnlichen Samstagabend aus in Begleitung einer Freundin. Zwei Frauen, die ihre Ehemänner oder Freunde zu Hause gelassen hatten, um unter Frauen zu sein. Solange sie sich füreinander interessiert zeigten, ohne es im geringsten zu sein, war die leere Wohnung

zu Hause vergessen, die auf einen wartete wie ein riesiges Ungeheuer, um sie zu verschlucken.

Sie retteten sich von einem gelangweilten „So, so“ zu einem nicht weniger gelangweilten „Erzähl doch mal“. Dann taten sie so, als ob sie nur füreinander Augen hätten, als ob sie ganz spannend fänden, was sie sich erzählten. Doch Augen hatten sie nur für die anwesenden Männer, aber kaum ein Mann für sie. Die waren mit den *dünnen Taillen* beschäftigt. Und das Lokal war damit übersät. Blonde, dunkle, dünne Taillen, nur Knochen in der Haut, die Haut glatt und makellos, der Stoff drüber, so viel wie nötig, und der Blick, der durch die Dinge ging. Durch die Menschen auch. Und wenn nicht, dann haarscharf an ihnen vorbei.

Und die Männer machten es ihnen nach. Männer mit hohlen Blicken und solche voll von sich. Eine Hand lässig in der Tasche der frisch gebügelten Hose, die andere am Glas. Manchmal auch ohne Glas vorlaut und selbstgefällig. Verrunzelt, aber innerlich geglättet. Sie wirkten wie Beton. Sie besetzten gerne den Raum, den die dünnen Frauen hinterlassen hatten. Doch es waren die Taillen, die im Vorteil waren. Sie kannten genau die Worte und die Blicke, um die Männer glücklich zu machen, und jene, um sie zu vernichten. Im Grunde war der ganze Raum von einem einzigartigen Ballett der Blicke erfüllt. Doch kaum einer galt Rosalie. Denn die Taillen hatten einen Vorteil: ihre Jugend.

Nach Mitternacht verabschiedeten sich die zwei Frauen erfreut über die gemeinsam verbrachte Zeit, doch als dann jede für sich allein dastand, im eigenen Wagen die eine, in der Straßenbahn die andere, wurde der Mund wieder zu einem dünnen Strich, und das Grauen kam vor dem großen Nichts, das ihnen für den Rest der Nacht bevorstand. Zu Hause schminkte sich Rosalie ab, unter der Maske kam ihr Alter wieder hervor, unter den abgelegten Kleidern das Fleisch, und bevor sie das Licht endgültig ausschaltete, horchte sie kurz nach Geräuschen aus der oberen Wohnung. Das Haus war still.

Am Sonntag stand Max auf und benutzte das Badezimmer für etwas anderes als für die Überprüfung all seiner Krankheiten. Er wusch sich, schrubbte sich kräftig, so als ob es gälte, mehr als nur sauber zu sein, nämlich rein. Rein für den sonntäglichen Besuch bei den Eltern, denen die eigene Verwesung nicht zuzumuten war. Weil sie ihre eigene hatten, und die hatte sich im oberen Stockwerk ihres Hauses dauerhaft eingenistet, und sie trug einen Namen: Jordan. Oft aber vermieden sie seinen Namen, und es gab nur eine Kopfbewegung, eine senkrechte, eine, die zum Menschen über ihnen wies. Oft machten die Pupillen und die Augenbrauen dieselbe Bewegung.

Kurz vor dem Anziehen ertappte er sich, wie es ihn wieder vor den Spiegel zog, wie er überprüfen wollte, nur zwei, drei Minuten lang. Doch mit *Nur zwei, drei Minuten* überlistete er immer den Verstand, ging dann ins Badezimmer und kam erst nach dreißig und mehr Minuten zu sich. Auch diesmal war das Überlisten größer als der Verstand.

Als er alle Stellen abgesucht hatte, als er sein Gedächtnis überprüft hatte, indem er sich selbst nach den Namen von Freunden, Fernseh- und Filmstars und Politikern ausfragte, als er dann versuchte, sich genau an den Ablauf der letzten Tage zu erinnern, und als er all die Prüfungen bestanden und somit wieder einmal davorgekommen war, blieb er atmend still.

Sein Körper war schmal und sehnig, kein trainierter, aber doch ein junger Körper. Der Hodensack hing schlapp und der Schwanz auch.

Max nahm ihn in die Hand und wichte ihn. Er lehnte sich an die Wand hinter ihm, spreizte die Beine, sein ganzer Körper zuckte, und er konnte das Zucken kaum kontrollieren. In seiner Phantasie tat Max Birner viele Dinge, die er gemacht hatte und solche, die er noch nie gemacht hatte, außer jetzt in seinem Badezimmer, ganz allein, in den wenigen Minuten Ruhe, die ihm Gott gönnte. Das war alles, was er hatte, und das mußte herhalten. Danach reinigte er sich und zog sich an. Als er sich kämmte,

traf sein Blick auf den Blick im Spiegel. So viel Furcht war darin. Der blanke Terror. Er wollte grinsen, aber das Grinsen geriet ihm schief. Er schlug gegen das Glas, und das Glas schlug zurück.

Der Bruder in seinem Jugendzimmer, das Max nach dessen Wegzug von zu Hause übernommen hatte, war überall anwesend. Es gab ihn in den stillsten Ecken, dort wo sie sich als Kinder versteckt hatten und Jordan seine Hand auf Max' Mund gedrückt hatte, damit er sie nicht verriet. Es gab sie in den lautesten Ecken, in Mutters Küche oder in Vaters Garage, von wo sie aber immer weggeschickt wurden. Aber sie rächten sich und verwandelten das Wohn- und die Schlafzimmer oder den Garten in ein Feld ihrer Phantasie, und das war oft genug ein Schlachtfeld.

Die Eltern kamen und drohten, aber sie schmunzelten auch. Ja, der Vater hatte früher geschmunzelt, gelacht sogar, später nur noch gekeucht und geflucht. Und geklagt, daß Jordan und Max *nichts Rechtes* werden wollten. Was der Vater meinte, konnten sie sich nur vorstellen, denn um nachzufragen, reichte oft die Geduld Jordans und die des Vaters nicht. Nur einmal hatte er den Satz des Vaters ergänzt: „Etwas Rechtes ... so wie du?“

Danach war das Geschirr der Familie durch den Raum geflogen. Und nach dem Geschirr die Stühle und nach den Stühlen die Worte. Solch ein Durcheinander hatte es nicht einmal gegeben, als Jordan angekündigt hatte, daß er ausziehen werde. Obwohl sein Vater das Rechte, das sein Sohn werden sollte, bedroht sah. Also war Jordan ausgezogen und Max in dessen Zimmer eingezogen. Später war Max ausgezogen, und Jordan kehrte zurück.

Max ging allein durchs Haus, und es erinnerte ihn an ein anderes Haus; das lärmige Haus seiner Kindheit oder dann das stille Haus seiner Jugend, als er darin eintauchte, wie man in warmes, klares Wasser eintauchen kann. Er setzte sich wie damals hin und schaute den Staub im Licht, sah das Licht brechen und die Lichtflächen auf den Möbeln und am Boden, sah das Licht wandern von einer Ecke des Raums zur anderen und die Schatten zunehmen.

Er spürte den Brustkorb sich heben, seine Beine schwer werden und seinen Hintern schmerzen. Das war ihm auch früher jedesmal passiert. Sein Hintern war nicht geeignet für die Sitzmeditation, aber die Sitzmeditation für seine Jugend. Denn Meditation hatte er sich verschrieben im Alter von siebzehn, achtzehn, neunzehn Jahren, und Meditation taugte ebenso gut wie alles andere für Max' Suche. Nach der Meditation kam der Marxismus, nach dem Marxismus kamen Jordans äußere Umstände und danach Max' Zusammenbruch.

Max harrte aus, aber nicht lange, denn sobald seine Gedanken zur Ruhe kamen, tauchten wieder die Befürchtungen auf, zuerst nur kurz aufleuchtende Gedankenfetzen, dann ganze Armeen davon. Buddha und Max' Dämonen gingen nicht gut zusammen, ja sie paßten ausgesprochen schlecht zueinander. Also erhob sich Max und drehte das Radio laut auf. Denn nur das Radio, oder noch besser das Fernsehen kamen dagegen wirklich an.

„Du störst ihn!“ rief die Mutter aus der Küche, und mit *ihn* war Jordan über ihnen gemeint.

„Jordan mag doch Musik“, entgegnete Max. Die Mutter kam, stellte das Radio leiser und kehrte zurück in die Küche. Max folgte ihr.

Auch in der Küche roch es nach seiner Kindheit: im Badezimmer der Geruch des Lavendels, in der Garage der Geruch des Motorenöls und in der Küche jener der Pfannkuchen. Er setzte sich an den Küchentisch, dort wo er, kaum höher als der Tischrand, oft gesessen und die Mutter beobachtet hatte. Als sie vorbeiging, löste er die Schleife ihrer Küchenschürze.

„Das tust du, seitdem du klein warst“, sagte sie.

„Wie geht es ihm?“ fragte er und zeigte mit dem Kopf nach oben.

„Ihm geht es immer gleich. Es wird ihm nie mehr anders gehen als jetzt. Es ist Vater, der sich nicht mehr erholt.“

„Das hat er davon.“

„Wovon?“

„Von seinem Ehrgeiz.“

„Nein, es ist wegen Jordan.“

„Jordan war sein Ehrgeiz.“

Die Mutter lehnte sich an den Herd, schloß die Augen und atmete aus.

„Hört das nie auf?“

„Was denn?“

„Diese Vorwürfe an ihn.“ Max zuckte die Achseln.

„Heute aber will ich Frieden“, fuhr sie fort.

„Wenn du nicht immer Frieden gewollt hättest, wenn du gesagt hättest, was du dachtest, wäre es nicht so weit gekommen.“

„Was willst du damit sagen?“ Sie nahm die Schürze ab, zerknüllte sie und warf sie auf einen Stuhl. Sie schöpfte aus Töpfen Essen auf zwei Teller und stellte diese auf ein Tablett. Man sah ihr aber das Zittern an.

„Genau das, was ich sagte.“

„So. Also weder Vater noch ich haben unsere Aufgabe gut gemacht. Weder Vater noch ich haben euren Erwartungen genügt?“ Diesmal klammerte sie sich am Herd fest. Max sah den Druck ihrer Hände gegen das Metall.

Ja, die Mutter hatte sich bemüht, nach ihrer Art bemüht, und sie war vielleicht die einzige gewesen, die sie vier in all den Jahren zusammengehalten hatte. Wenn Jordan davonlief, holte sie ihn zurück, wenn Vater sich weigerte, mit ihm am Telefon zu reden, hielt sie ihm den Hörer so lange hin, bis er danach griff.

Einmal hatte Max sie vor seiner Wohnung gefunden, im Schnee, durchgefroren, sie hatte ihn bitten wollen, mit Jordan zu reden, ihn zu besänftigen. Er aber hatte sie gezwungen, sich in sein Bett zu legen, hatte sie zugedeckt und gewartet, bis sie aufwachte. Er hatte sie genauer angeschaut, die Leberflecken auf den Händen, die geschwollenen Füße, die Falten, die kleinen in den Augenwinkeln und die großen überall im Gesicht und gedacht hatte er: „Das ist deine Mutter. Schau sie dir gut an, lange hast du sie nicht mehr.“

Sie lag seitlich gedreht, zusammengekauert, eine gealterte Frau, die sich sehr verändert hatte seit dem Hochzeitsfoto mit Vater. Jahr für Jahr war ein bißchen mehr an ihr hängen geblieben, sie war schwer geworden, und nicht nur der Körper. Schwer und müde. Wenn sie sich bewegte, geschah es oft wie in Zeitlupe. Dort, in seinem Bett, hob und senkte sich ihr Bauch, im Ausschnitt die schlaffen Brüste, und ihr Schlaf sah gequält aus. Eine Hand hing über den Bettrand.

Neben dieser Frau hatte sein Vater dreißig Jahre lang geschlafen, ihr Gewicht hatte er auf sich gespürt, sie hatte er zu sich gezogen, zumindest am Anfang, denn danach wurde das Nebeneinanderschlafen zur Farce. Auf ihr hatte er gelegen alle Phasen ihrer Ehe hindurch; zuerst aufgeregt und linkisch, danach routiniert und eilig. Ihn hatte sie mit den Beinen umfaßt auf dem Höhepunkt ihrer Leidenschaft. Das heißt vor ungefähr dreißig Jahren.

Wie hatte die Leidenschaft seiner Eltern ausgesehen? Wie waren sie, nachdem sie Sex gehabt hatten, Sex, nicht Liebe, denn die Liebe kaufte er ihnen nicht ab? Obwohl er wetten konnte, daß seine Mutter darauf bestanden hatte, aufs Liebemachen. Wenn sie verschwitzt und befriedigt nebeneinander lagen, nachdem sein Vater in sie eingedrungen war, waren sie dann glücklich, gleichgültig oder ratlos?

Was für ein Wort, *eingedrungen*, wenn damit seine Mutter gemeint war; denn für ihn als Kind hatte die Mutter ihn und seinen Bruder unbefleckt empfangen. Vom Vater zwar, nicht vom lieben Gott, aber unbefleckt. Denn alle sagten: „Das ist dein Vater, und das ist deine Mutter.“ Also stand Gott nicht zur Diskussion. Aber wie sein Vater, ein Beamter, ein hoher Beamter, aber nicht so hoch, als daß es auch für Gott gereicht hätte, es geschafft hatte, die Mutter zu schwängern und doch unbefleckt zu lassen, war ein Rätsel.

Für Max war seine Mutter niemals mehr als Mutter gewesen. Mutter ohne Geschlecht und ohne Bedeutung, denn es war Vater, gegen den man sich zur Wehr setzen und dessen Welt in die Luft

gesprengt werden mußte. Im Spiel *Söhne gegen Vater*, das sich wie ein Ritual vollzog, sonntags und abends, wenn Jordan zum Essen vorbeikam, hatte die Mutter die ihr zugewiesene Rolle meisterhaft gespielt. Pufferzone.

Zunächst war es still am Tisch, man hörte nur das Besteck, das Kauen und die Mutter nachfragen, ob man mehr wollte, dann kamen die ersten Fragen des Vaters, und wenn nicht Fragen, so Bemerkungen und wenn nicht Bemerkungen, so Anspielungen, doch bereits die Fragen ließ sich Jordan oft nicht gefallen, also folgten *seine* Bemerkungen und Anspielungen. Dann kam Mutter ins Spiel, die versuchte, alle zu beruhigen. Und wie gut ihr das manchmal gelang! Ja, seine Mutter war eine gute Strategin der Besänftigung gewesen. Bis auf dieses eine Mal.

Außerhalb des Spiels aber war seine Mutter bloß toleriert gewesen. Und eher vorhanden in den Gerüchen der Küche und der Sorgfalt, mit der seine Kleider gebügelt und zusammengefaltet wurden. Einmal, auf dem Höhepunkt seiner Rebellion, hatte Max alle Kleider aus den Schränken geholt und im Zimmer verstreut. Sie kam, sammelte sie ein und legte sie genauso sorgfältig an ihren Platz zurück. Auf Max' Frage, ob sie dazu nichts zu sagen hätte, antwortete sie, daß bereits zu viel gesagt worden sei. Danach war sie stumm geblieben. Max hatte nie verstanden, ob seine Mutter klug war oder sich dumm stellte. Was angesichts der verfahrenen Lage vielleicht wieder klug war.

Wie sie dann in seinem Bett gelegen hatte, hatte er sich vorgestellt, was ihr für Träume durch den Kopf gingen. Vielleicht wurde sie so befriedigt, wie Vater es nie gekonnt hatte. Oder zu wenig gewollt. Oder vor viel zu langer Zeit. Bestimmt aber spielte seine Mutter in ihren eigenen Träumen die Hauptrolle. Unmöglich, daß sich auch dort alles um Pfannkuchen und Besänftigung drehte. Sie war sich bestimmt die Wichtigste in ihren Träumen, obwohl sie es verneint hätte. „Die Kinder zuerst“, hätte sie entgegnet. Aber wer kann mit Sicherheit wissen, ob man im Schlaf wirklich nachholt, was man im Leben verpaßt?

Max sah also der Mutter die Anspannung an, stand auf und umarmte sie. Das hatte er nie getan, und sie wußte nicht genau, was damit anfangen. Er versuchte ihre verkrampften Finger vom Herdrand zu lösen. Sie gaben nach.

„Ist schon gut, Ma“, sagte er flüsternd. Das *Ma* hatte er sich von den amerikanischen Filmrebelln abgehört. Die sagten immer *Ma* und *Pa*, bevor sie sich losrissen und nur noch tot wieder auftauchten.

Seine Mutter schaute verlegen herum, hob das Tablett hoch und sagte:

„Ich bringe jetzt Jordan das Essen.“

„Wir könnten ihn hinuntertragen.“

„Gegen seinen Willen?“

Sie saßen zu dritt am Tisch. Der vierte saß über ihnen. Max wußte Bescheid: Er saß da, blickte ins Leere, ins Holz der Türe hinein. Wenn man hineinging, war es, als ob man gar nicht existierte, als ob man durchsichtig war. Jordans Gesicht bewegte sich nicht. Einmal experimentierte Max sogar, er schlug die Tür auf, er öffnete sie in Zeitlupentempo, er öffnete und schloß sie mehrmals nacheinander. Er ging mehrmals hinaus und trat erneut ein. Einmal kriechend, einmal schleichend, einmal tanzend. Jordan Birner war immer da, unbeweglich, aber Jordan, sein Bruder, fehlte.

Max stellte sich vors Bett und zog Grimassen, streckte die Zunge heraus, aber nichts geschah. Er holte sich einen Stuhl, setzte sich hin und aß vor Jordan ein Stück Torte. Niemals hätte sein Bruder früher widerstanden, aber er widerstand. Er drückte vor ihm eine Zitrone aus, aber Jordans Gesicht blieb regungslos. Er wandte alle Tricks an, die er kannte, doch kein Trick der Welt kam an Jordans Schweigen ran.

Und dann, nach über einer Stunde vergeblicher Versuche, setzte Max seine stärkste Waffe ein. Er begann zu seinem Bruder zu sprechen. Er saß auf halbem Weg zwischen der Türe und seines Bruders Augen und wußte nicht, wie anfangen, also war der

Anfang banal. Er sagte: „Gestern habe ich das Fußballspiel der Grasshoppers Zürich gesehen. Schwach, aber effizient.“ Später fügte er hinzu: „Letzte Woche war ich bei einem Konzert von Sens Unik. Bester Hip Hop“ und noch später: „Bald reise ich ins Wallis. Ein bißchen wandern ...“, und schon bereute er, es gesagt zu haben, denn der größere Wanderer unter ihnen war immer sein Bruder gewesen. Dessen Beine bereits schmaler wurden von der Untätigkeit.

Also vermied Max, Dinge zu erwähnen, die Jordan verletzen konnten. Daß er dessen Fußballfreunde getroffen hatte, dessen Motorradfreunde, dessen frühere Freundin. Und daß sie es fertiggebracht hatte, einen Abend lang nicht nach ihm zu fragen. Daß ihn die Dämonen aufsuchten. Daß die Mutter wahrscheinlich vor der Türe wartete und wünschte, nicht nur eine Stimme zu hören. Daß sie beim Kochen wartete, beim Waschen und beim Einkaufen. Und der Vater beim Grasmähen oder in der Garage. Und beide gemeinsam am Eßtisch. Vor dem Fernseher. Nachts in ihrem Bett, nebeneinander.

„Ich bin müde, Jordan. Und wenn du nicht bald mit mir redest, werde ich nicht mehr kommen“, hatte Max zum Schluß gesagt.

Er blieb still einige Minuten lang, beobachtete den Bruder und, als er vom Bruder genug hatte, den Raum. Denselben Raum, der zehn Jahre lang sein eigener gewesen war. Ja, er war eigentlich noch seiner, er hatte ihn zuletzt eingerichtet, und der Bruder saß mittendrin als Gast. Max ließ seinen Blick über den Boden gleiten, über die Wände mit den Postern seiner Jugend und den Schränken mit den kleinen Verstecken für Marihuana und auch für ... Max sprang auf, denn er hatte sich an ein anderes Versteck erinnert.

„Bruder, ich habe etwas für dich, und wenn das auch nicht wirkt, dann bist du tot.“

Er holte aus einem dünnen Spalt hinter dem Schrank eine Plastiktasche heraus. Seit zehn Jahren hatte sie dort auf seine Erinnerung gewartet. Er schüttelte sie vor dem Bett aus, und mehrere

Zeitschriften fielen heraus. Er packte eine, schlug sie auf und hielt sie vor Jordans Gesicht.

„Na, ist das nichts?“

Er wiederholte „Na, ist das nichts?“ aber der Blick des Bruders ging sogar durch das Papier und die Haut der Frauen hindurch, während für Max die Zeitschriften vor zehn Jahren neben dem Marihuana zum Wertvollsten gehört hatten, was ein junger Mann wie er besitzen konnte. Er legte sie in den Schoß des Bruders und hoffte, daß seine List wirken würde, denn um die Bilder anzuschauen, hätte Jordan zumindest den Kopf senken müssen. Dann hätte er, Max Birner, gewonnen. In seinem Bruder wäre mindestens noch ein Funke Leben gewesen. Auch wenn er keinen Steifen mehr kriegte. Max setzte sich zurück auf den Stuhl und wartete bis zum Abend. Die Schatten wuchsen. Nichts geschah.

„Du bist tot“, rief er aus und schlug sich mehrmals die Faust auf den Schenkel. Er sprang auf, stieß den Stuhl gegen die Wand, blieb kurz breitbeinig vor Jordan stehen, packte alles wieder ein und versteckte es am alten Ort. Wie er aufgereggt vor seinem Bruder hin und her ging, schien dieser zu grinsen. Die Mundwinkel ein bißchen zu bewegen. Max blieb bei der Tür stehen, die Hand auf der Türklinke. Er lehnte die Stirn daran und schloß kurz die Augen. Er atmete aus. Er machte kehrt, blieb neben seinem Bruder stehen, wußte nicht, was tun, dann aber schon, und er fuhr Jordan sanft mit den Fingern durch die Haare.

„Entschuldige“, sagte er.

Das war vor zwei Monaten gewesen, und in keiner Sekunde hatte Max seine Dämonen gespürt. Zu sehr hatten diejenigen von Jordan Vortritt gehabt.

Am 9. September aber ging Max nicht hinauf zu seinem Bruder. Am Tisch roch es vertraut, aber das Unvertraute hatte sich längst eingeschlichen. Das Unvertraute war in der gebrochenen Stimme des Vaters. In seinem matten Blick, während er früher bei jeder Auseinandersetzung eisig war. In seinem mageren, ein-

gefallenen Körper, seiner blassen, kranken Haut, seinen weißen Haaren, die er, wie die Mutter, über Nacht bekommen hatte.

Max hatte sich vorgestellt, wie die Eltern im Bett gelegen hatten, stumm und steif, mit den Augen zur Decke, und ihnen waren weiße Haare gewachsen. Oder vor dem Fernseher, er den Hausmantel halb geöffnet, sie die Küchenschürze auf dem Schoß. Den Fernseher leise gestellt, um Jordan nicht zu stören. Leise sprossen die weißen Haare. Leise gingen ihnen die Gedanken aus.

Mutter hielt die Hände ausgestreckt links und rechts vom Teller und schaute sie an, als ob sie sie nicht kannte. Dabei hatte sie sie jahrelang angestarrt, beim Kochen, beim Waschen, beim Nähen oder beim Gärtnern. Max kannte als Kind ihre Weichheit, als sie seine Wangen streichelten und sein Gesicht festhielten. Als sie ihn später weiterhin berühren, halten, streicheln wollten, hatte er sich widersetzt, weil man sich im Alter von siebzehn, achtzehn und mehr Jahren der Mutter einfach widersetzen muß, wenn man ein echter Kerl wie der Bruder werden will. Und ein Revolutionär obendrauf. Marx und seine Mutter hätten niemals gemeinsame Sache gemacht. Obwohl Marx gerne auch seine Mutter befreit hätte.

Max ebenso. Wie viele Stunden war er seiner Mutter hinterhergelaufen, von der Küche in die Waschküche, von der Waschküche in den Garten, vom Garten ins Einkaufszentrum und von dort wieder zurück in die Küche, wobei er ihr seine seltsamen Gedanken zugemutet hatte? Sie standen vor vollen Regalen, und Max flüsterie: „Denk an Hunger“. Sie standen vor der Ampel, und ein Mann lud schwere Kisten ein. „Denk an Sich-Aufrichten.“ Sie standen wieder zu Hause vor dem Herd, und er sagte: „Denk an dich.“

Oder Abwandlungen davon. „Wann denkst du endlich an dich?“, „Wann denkst du endlich an etwas Wichtiges?“, „Wann denkst du endlich?“ Doch die Mutter dachte bloß daran, wie sie mit dem Essen pünktlich sein würde, damit der Vater nicht so

anders würde, so unmöglich. Und sie ließ es sich nicht anmerken, wie schlimm sie es fand, daß ihr Sohn ihr Ignoranz vorwarf. Sie warf ein: „Und wann bist du still? Du machst mich ganz unruhig.“ Max ging mit dem Gefühl hinaus, seine Mutter sei hoffnungslos verloren, nicht aber ohne vorher die Schleife ihrer Schürze zu lösen.

Am 9. September saß der Vater gekrümmt am Tisch, keine zwanzig Zentimeter waren es zwischen seinem Kinn und dem Teller. Mit dem Blick, der sich in den Teller und dem Löffel, der sich in den Mund bohrte. Auch wenn er nichts aß, zwischen zwei Bissen, schaute er niemanden an, als ob ihn der Anblick anderer anwiderte. Er hielt die Handgelenke am Tischrand angelehnt, in der einen Hand den Löffel, in der anderen ein Stück Brot. Plötzlich schlug er den Löffel auf den Tisch, warf das Brot weit von sich, sprang auf und lief die Treppe hinauf. Die Mutter und Max zuckten nicht einmal, so sehr war er ihnen vertraut. Max spitzte die Ohren, aber von oben kam nichts.

Sie hatten sich an Vaters Monologe vor dem Zimmer gewöhnt, aber diesmal blieb es still. So still, daß Max und seine Mutter sich überrascht anschauten, und die Mutter ihn flüsternd bat, nachzuschauen. Vom Treppenfuß aus sah Max den Vater vor Jordans Zimmer. Max wußte, daß sein Bruder von der anderen Seite her dasselbe tat. Wahrscheinlich wußten beide von den Blicken des anderen und daß nur die Türe dazwischen stand. Und jeder stellte sich den anderen, nur einige Meter entfernt und doch unsichtbar, vor. Und keiner wußte, wie es weitergehen sollte.

Der Vater ging einige Schritte auf die Türe zu, griff nach der Klinke, wollte klopfen, griff erneut nach der Klinke, wollte wieder klopfen. Er wußte nicht, welche die bessere Art war, um vor seinen Sohn zu treten. Nach mehreren Anläufen steckte er die Hände tief in die Hosentaschen, schaute hinauf zur Decke, dann hinunter zum Teppich, räusperte sich und kam die Treppe herunter. Doch auf halber Höhe drehte er sich um und lief zurück, noch bevor Max nach ihm greifen konnte.

„Du glaubst, du machst mich fertig“, rief er, während Max die Treppe hoch lief. „Du glaubst, du zeigst es mir jetzt. Weil ich schuldig bin, deiner Meinung nach.“ Max war jetzt bei ihm und hielt ihn fest. „Ja, ihr glaubt alle, daß ich schuldig bin. Ich sehe es euch an. Du und deine Mutter auch.“ Er starrte Max an. „Von ihm ganz zu schweigen. Aber ich habe ihn nicht gezwungen, vom Tisch aufzuspringen. Ich habe ihn nicht gezwungen, aufs Motorrad zu steigen. Oder, Jordan, habe ich dich dazu gezwungen? Nein, das hast du schon selber gemacht. Wie du alles andere selber gemacht hast, nur um es mir zu zeigen. Nein, der Junge studiert nicht, der braucht das nicht, der wird lieber Handwerker, der leckt lieber die fetten Ärsche der Chefs und Kunden. Lieber das, als zuzugeben, daß dein Vater recht hat. Daß man im Leben etwas Rechtes lernen muß, etwas für den Kopf, wenn man nicht hin- und hergeschoben werden will.“

„Sei still!“ rief Max.

„Und du auch! Du bist ihm auch gefolgt, du hast ihn auch bewundert, jetzt habt ihr halt das davon, von der Rebellion. Nichts habt ihr. Nichts. Er wird ein Leben lang hier oben liegen. Und du versumpfst immer mehr. Ich weiß gar nicht, was du eigentlich tust. Arbeiten jedenfalls nicht, der Chef erinnert sich gar nicht mehr, wann du zuletzt im Büro warst. Jetzt seist du krank geschrieben, sagt er, und wenn es so weiter geht, entlasse er dich. *Er* nicht ich, damit es klar ist. Ich aber sage, daß du zum Sozialfall wirst, das werden wir auch noch erleben müssen und dann hungerst auch du hier herum, du unten, dein Bruder oben, das wird lustig.“

„Sei still!“

Max drückte seinen Vater, der erstaunt verstummte, gegen die Wand. Er hielt ihn am Gelenk und an der Schulter fest, sein Kinn zitterte, sein Vater und er starrten sich mit aufgerissenen Augen an und keine Türe war dazwischen. Während Max sich verhärtete, wurde sein Vater weich.

Max lief davon wie sein Bruder vor drei Monaten. Er fuhr in

seinem Auto durch die leere Stadt, bis es dunkel wurde. Er fuhr die beiden Uferstraßen des Zürichsees entlang, dann hinauf zum Zürichberg, hinunter zum Hauptbahnhof, hinaus nach Schlieren, hinein in die Altstadt. Er hatte seinem Vater noch nie so etwas angetan. Er hatte ihn nur mit Worten bekämpft, nie mit dem Körper.

Aber der alte Mann hatte es herausgefordert. Der alte Mann hatte es so gewollt. Denn so etwas darf man über seine Söhne nicht sagen, wahrscheinlich nicht einmal denken darf man so etwas. Wobei viel schlimmer als das, was der Vater gesagt hatte, war, was er nicht gesagt hatte. Sein Bruder und er, zwei Versager. Und dabei waren sie doch aufgebrochen, um gegen alle Dämonen der Welt zu kämpfen. Und das war nicht wenig. Vielleicht sogar ein bißchen zu viel.

Auf dem Weg nach Hause war Max Birner davon überzeugt, daß er der letzte aller Versager war. Noch vor seinem Bruder. Als er die Haustüre aufsperrte, hörte er hinter sich jemanden rufen und dann Stöckelschuhe sich beeilen. Es war seine Nachbarin, jene, die an die Decke klopfte, wenn er im Badezimmer zu laut war. Eine kleine mollige Latina mit der Haut einer Mulattin, deren Name er oft vor sich hin gesagt hatte: Rosalie de Lourdes Nunes Santos. Nicht zu vergleichen mit Max Birner. Das war klar und deutlich, wie ein sauberer Schnitt durch eine Torte. Rosalie de Lourdes Nunes Santos war aber wie die Torte selbst, und man wußte nicht, wo anfangen und wo aufhören. Rosalie trug enge Jeans, so daß man den Speck an den Hüften und am Bauch sah. Und wo man ihn nicht sah, konnte man ihn erahnen. Und wo nicht erahnen, voraussagen.

„Sie sind Rosalie de Lourdes Nunes Santos?“ fragte er im Fahrstuhl.

„Nein, ich bin Rosalie Müller, aber Santos paßt besser zu meiner Hautfarbe“, erwiderte sie.

Sie lachten.

„Was für ein Leben führst du, Mädchen? Und wieso hier und nicht in São Paulo?“ dachte Rosalie und gab sich gleich selber die Antwort. „Weil du zu viel lügst. Deshalb.“

Rosalie saß am Bettrand im dunklen Zimmer, die Handtasche und die Schuhe auf dem Boden daneben und im Licht des Flurs, das ins Zimmer fiel. Sie saß da im BH und mit engen Hosen, die Beine gestreckt und die Hände zwischen den zusammengepreßten Oberschenkeln. Der Hosenrand hinterließ Spuren am Bauch und an den Hüften. Dann knöpfte sie die Hose auf, und der Bauch quoll auf, aber sie konnte so besser atmen. Dann zog sie die Hose aus und blieb in BH und Strumpfhosen sitzen, bis sie fror.

Vor dem Spiegel im Bad zog sie erneut ihre Gesichtshaut auseinander. Die Haut wurde glatt, aber überall waren Streifen und Körnchen von Schminke. „Zu viel Puder, Mädchen“, flüsterte sie und fügte hinterher: „Cher zum Teufel.“ Sie ließ die Haut los, die sich wieder zusammenzog, und unter dem Puder und den Falten kam Rosalie hervor, die alternde und müde Rosalie, die Müdigkeit, die man einer Brasilianerin namens Rosalie de Lourdes Nunes Santos niemals zugetraut hätte, aber um so mehr Rosalie Müller.

Über ihr fing das Konzert von Schlägen an, durch die dünne Decke konnte sie es deutlich hören. „Dabei sieht er gar nicht wie ein Verrückter aus“, dachte sie. Sie holte den Besen, hob den Besenstiel, senkte ihn, hob ihn und senkte ihn wieder. Sie schonte an jenem Abend Max Birner. Aber sie stellte den Besen für die Nacht in Griffnähe. Für alle Fälle. Sie schlief jedoch schneller ein, als Max Birner an Zeit für einen neuen Anfall brauchte.

Am 10. September blieb Rosalie vor jeder Bar und jedem Kaffeehaus zwischen ihrem Arbeitsplatz und der Wohnung stehen. Sie ging zu Fuß, weil sie Zeit hatte, mehr Zeit, als sie sich wünschte. Sie stand davor mit den vollen Einkaufstaschen wie Kinder vor den Schaufenstern der Spielzeugläden. Es fehlte nur noch, daß sie mit der Nase dran klebte. Sie stand wie angewurzelt

da und wußte nicht, was tun. Sie wünschte sich die Verabredung, die sie nicht hatte. Sie wünschte sich den Mann, den sie nicht hatte. Der ihr jetzt die Peinlichkeit des Alleinseins erspart hätte.

Sie wünschte sich sogar Frank Müller zurück, mit oder ohne blutender Nase, der sie nicht hätte lieben müssen, sondern bloß ein bißchen beachten. Aber keiner war da, außer der leeren Straße und den neugierigen Blicken hinter den Fenstern. Und allen schien es so gut zu gehen, blendend, sie strahlten, sie wurden begehrt oder begehrten, sie rückten näher zusammen, sie waren im Leben, während Rosalie oft nur am Leben war und manchmal auch daneben.

Vor einer Bar stand sie so lange, daß ein Mann mit zwei vollen Gläsern herauskam, ihr eines geben und anstoßen wollte. Aber es war nicht der Mann, den sie nicht hatte, es war ein gräßlicher Mann, mit dem es ihr nicht besser ergangen wäre als mit Frank Müller, das sah sie gleich, also sagte sie *Nein* zum ersten, *Nein* zum zweiten, und beim dritten *Nein* wünschte sie sich eine Pfanne in der Nähe. Da es keine gab, lief sie davon. Der Mann rief ihr hinterher: „Dumme Kuh.“ Sie blieb erst zu Hause stehen, hinter der Wohnungstüre, außer Atem und außerstande, glücklich zu sein.

Um acht Uhr abends stand Rosalie erneut mit dem Besen in der Hand in ihrem Badezimmer. Zwei-, dreimal hatte es schon Schläge über ihr gegeben. Aber diesmal kam etwas Neues, etwas nicht Vorgesehenes im Nebeneinanderleben von Nachbarn hinzu. Wegen des offenen Badezimmerfensters hörte sie zum ersten Mal nicht nur Max Birners Schläge, sondern auch Max Birners Stimme. Und das änderte alles. Die Stimme hatte gesagt: „Gott, mach, daß es aufhört. Ich kann nicht mehr.“ Sie horchte lange.

Sie setzte sich auf den Badewannenrand, den Besen zwischen den Schenkeln. Sie war ratlos eine Weile und eine weitere Weile abwesend. Dann stand sie auf und suchte in einer Schachtel nach dem jüngsten Brief ihres Bruders aus Brasilien. Sie faltete das Papier auseinander, glättete es, las es.

Liebe Schwester,

Wie geht es dir? Und Frank? Ihr habt es gut, Leute. Dort ist das Paradies, hier ist die Hölle. Vielleicht hast du schon gehört, daß ich im Gefängnis bin. Wir sind zehn in einer Zelle, tagsüber stehen wir, weil wir nicht liegen können, nachts spannen wir Hängematten auf und schlafen übereinander. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das hier ist. Es gibt organisierte Gangsterbanden, denen man Schutzgeld zahlen muß. Ihre Bosse leben besser und sicherer als draußen. Sie haben mehrere Zellen für sich und Mobiltelefone. Wir aber kriegen ungenießbaren Reis und Bohnen zum Essen. Wir sehen kaum Tageslicht. Wir werden geschlagen von anderen Gefangenen oder von Wärtern. Aber eigentlich trauen sich die kaum in unseren Trakt, denn hier herrschen die Blockchefs. Die haben die Macht. Wenn die sagen, daß du sterben mußt, dann stirbst du. Deshalb braucht man Geld, um sie zu kaufen. Doch oft werden Gefangene umgebracht, und die Wärter schauen weg. Einige von uns haben dringend medizinische Pflege nötig. João hat einen infizierten künstlichen Darmausgang. Er stinkt zum Himmel. Fernando ist gelähmt und liegt in der Zelle seit drei Jahren auf dem Bauch. Wenn nicht Padre Gunther wäre, wüßte ich nicht, was aus uns würde. Er kommt regelmäßig und kümmert sich um uns. Aber Geld hat auch er nicht. Mindestens aber konnte ich ihm diesen Brief mitgeben, damit er ihn dir in die Schweiz schickt.

Wenn du kannst, schick Geld. Bitte Frank darum, er wird es verstehen. Schick es auf Mutters Adresse, sonst krieg ich's nicht.

Schwester, hier ist die Hölle los, da können sie am Eingang so lange schreiben, wie sie wollen: „Gott liebt dich!“ Gott soll lieber machen, daß das alles aufhört, sonst glaube ich bald nicht mehr an ihn.

Es umarmt und küßt dich dein Bruder
Manuel.

Rosalie las den Brief immer und immer wieder und fuhr mit

den Fingerkuppen über die Zeilen. Ihr kleiner Bruder. Wie konnte sie nur daran denken zurückzukehren? Denn nicht nur hatte sie sich mit ihrem Weggehen verpflichtet, in der Schweiz glücklich zu werden. Nicht nur, daß sie seit sechs Jahren mit der Lüge lebte. Oder, wie man es nimmt, mit der ständig vor sich hergeschobenen Wahrheit. Denn sie hatte nicht nach Hause geschrieben, wie es wirklich um sie stand. Daß es schon lange keinen Frank mehr gab, vom Glück ganz zu schweigen. Sie mußte bleiben für alle, die zu Hause geblieben waren. Für den Bruder, der lebendig aus dem Gefängnis herauskommen mußte. Nein, die Schweiz durfte man nicht so schnell aus der Hand geben.

Es dauerte eine Stunde, bis sie sich entschloß. Denn es konnte nicht ausgeschlossen werden, daß Max Birner trotz des gesammelten Eindrucks, den er gemacht hatte, verrückt war.

Um neun Uhr stand sie vor der Tür, die rechte Hand in der Manteltasche, den Brief ihres Bruders zusammendrückend. Sie hob mehrmals die Hand, um zu läuten. Sie senkte sie wieder. Sie drehte die Wörter im Mund. Als die Wörter zum Stillstand kamen, drückte sie auf den Knopf.

Danach wäre sie wieder davongelaufen, aber es war zu spät, denn sie hörte Max Birners Schritte hinter der Türe. Max Birner und Rosalie de Lourdes Nunes Santos standen sich einige Sekunden lang gegenüber, jeder auf seiner Seite der Türe. Weil Rosalie klein war, schaute sie ihm wahrscheinlich auf die Brust. Und Max schaute über sie hinweg. Als sie dachte, daß er gar nicht mehr öffnen würde und sich sogar ein bißchen erleichtert fühlte, ging die Tür auf.

„Max Birner?“ fragte sie, nur um etwas zu fragen. Denn sie brauchte Zeit, um die Worte zurechtzurücken.

„Wir kennen uns doch. Vom Fahrstuhl“, antwortete er.

„Ja, dann.“

„Wollten Sie mir das sagen?“

„Nein, das nicht.“

„Was dann?“

„Ich wohne unter Ihnen.“

„Auch das wissen wir beide.“

„Ich klopfe immer an die Decke.“

„Nicht so schlimm.“

„Ich höre, was Sie im Bad tun.“

„Ich repariere.“

„Ich höre, was Sie im Bad sagen.“

Darauf kam keine Antwort. Max wußte nicht, wohin mit den Blicken.

„Das ist nicht schlimm. Sie müssen nicht glauben, daß das schlimm ist. Mein Bruder schreibt es auch in seinem Brief. Hier“, fügte Rosalie hinzu und zeigte ihm das Papierknäuel.

„Ich fürchte, ich bin kein guter Gesprächspartner.“

„Ach, das weiß man nie im voraus. Wissen Sie, was Cher einmal sagte?“ fragte Rosalie und trat vorsichtig über die Türschwelle.

Als die Tür wieder aufging, war es kurz nach Mitternacht.

Am 11. September geschah nichts mehr.

Ein Photo, das dir jemand schickt, der woanders lebt

Nicol Ljubie
Mohammad Aref
Radek Knapp
Selim Özdoğan
Catalin Dorian Florescu

Zoran Drvenkar

Tzvetia Sofronieva
Richard Dural
Jefferson S. Chase
Natascha Wodin

Er trägt keine Hose und keine Schuhe. Er trägt einen Kimono aus weißer Seide mit einem roten Drachen auf dem Rücken. Über die Brusttasche ist eine Lilie gestickt. Als er deinen Blick bemerkt, legt er die Hand auf die Lilie und sagt:

– Schön, nicht wahr? Ich habe sie mir letzte Woche aufs Herz tätowieren lassen, wenn du mal schauen möchtest ...

Er sieht dich fragend an, du schüttelst den Kopf.

– Später vielleicht, sagt er und reicht Konrad die Hand, Hi, ich bin Holger.

– Konrad. Und das ist ...

– Sonja, sagst du und behältst die Hände in den Manteltaschen.

– Sexy, sexy, sagt Holger, und ab dem Moment wird dir bewußt, daß du einen Fehler gemacht hast. Zwei Fehler, um ehrlich zu sein. Der erste war, Konrad nachzugeben, der zweite war, dir den ersten Fehler nicht einzugestehen. Schon auf dem Weg hierher hattest du dieses Gefühl. Es ist normalerweise ein guter Indikator und erinnert an die Hand eines Schutzengels, die dich aus dem Nichts heraus berührt. Wenn du zu nahe an ein offenes Fenster trittst oder unbedacht eine Straße überquerst. Das Gefühl führt auch dazu, daß du Leuten die Hand nicht schütteln willst, weil sie dir zu direkt in die Augen schauen.

– Kommt rein, sagt Holger, Kommt schon rein.

Schon während ihr auf den Fahrstuhl gewartet habt, hast du es gespürt. Das Haus und sein Geruch, die Atmosphäre und das Licht. Ein leises Surren erklang in deinem Kopf. Reiß dich zusammen, hast du gedacht, dann drückte Konrad den Rufknopf und sagte:

– Findest du das nicht komisch, daß es plötzlich so kalt geworden ist?

– Konrad, hast du ihm geantwortet, Ich bin nervös, ich kann jetzt nicht über das Wetter reden, okay?

– Okay, okay, beruhige dich, das wird sicher nett.

– Und was ist, wenn sie es herausfinden?

– Wie sollten sie es herausfinden? Es steht dir doch nicht ins Gesicht geschrieben, oder? Zeig mal her. Nee, da steht nichts.

– Du bist nicht witzig.

– Sorry.

Konrad drückte den Rufknopf ein zweites Mal. Er selbst war alles andere als entspannt.

– Ich mach dir einen Vorschlag, sagte er und sah zur Anzeige hoch, Sollte der Fahrstuhl nicht in einer Minute da sein, dann blasen wir das Ganze ab und gehen gemütlich beim –

– Ich nehm dich beim Wort, hast du ihn unterbrochen.

Konrad grinste.

– Okay, von mir aus kannst du die Zeit stoppen, bot er an und hielt dir die Armbanduhr an seinem Handgelenk entgegen. Du wußtest, daß er es nicht ernst meinte und hast auf die Anzeige gesehen und zu zählen begonnen.

– 159, 158, 157.

– Naja, jetzt übertreib mal nicht, so ernst war das nun auch nicht gemeint.

– 153, 152.

Er tat, als würde er dich nicht hören, und sagte:

– Wenn wir einander in dem Trubel verlieren, dann geh ohne mich nach Hause.

– Ich weiß, das hast du bereits zweimal gesagt. 145, 144.

– Wäre doch witzig, wenn wir heute ...

Die Fahrstuhltür öffnete sich.

– So ein Pech aber auch, sagte Konrad und ließ dir den Vortritt.

Drei Schritte hinein, die Tür schloß sich hinter euch, du hast dich umgedreht und gewartet, die Tür öffnete sich, und du hast den Fahrstuhl als erste verlassen.

Ihr legt eure Mäntel ab und folgt Holger durch den Flur des Penthouses. Ein geflochtenes Zöpfchen hängt über den Kragen seines Kimonos, die Spitzen sind blond gefärbt. Der Drache auf seinem Rücken bewegt sich unter den Muskeln. Du kennst Typen wie Holger. Er gehört zu der Sorte von Männern, die ihre Körpergröße durch Besuche im Fitneßstudio kompensieren. Männer, die am Morgen sechs rohe Eier schlucken, Muskel an Muskel fügen und dabei diesen speziellen Gang haben, bei dem du an zum Leben erwachte Playmobilfiguren denken mußt. Du hast einen gekannt, der beim Sex immer auf die Digitaluhr neben deinem Bett gesehen hat. Es dauerte eine Weile, ehe du begriffen hast, daß er sich in der Spiegelung des Plastikgehäuses bewunderte.

– Hier geht es lang.

Dicker Teppich unter euren Füßen, überall steht asiatischer Tintenfisch auf Teakholzkommoden, und in der Luft ist ein Hauch von Sandelholz. Ihr folgt Holger eine Wendeltreppe hinauf. Seine Beine sind rasiert, um seinen linken Fußknöchel ist ein blauer Stacheldraht tätowiert.

Im oberen Stockwerk tritt Holger durch eine Doppeltür und klatscht in die Hände.

– Alle mal herhören, he, seid doch mal still! Das hier sind Konrad und Sonja.

Sieben Pärchen haben es sich auf Sofas und Sesseln bequem gemacht. Keiner trägt einen Kimono, sie sind wie ihr gekleidet. Locker aber dennoch fein. Du spürst ihre Augen auf dir und fragst

dich, ob Konrad wohl dasselbe denkt wie du. Einer von den Männern greift sich zwischen die Beine und sagt anerkennend:

– Geil!

Soviel zu „locker aber fein“. Eine der Frauen und zwei der Männer lachen, die anderen heben ihr Glas und prosten euch zu. Konrad drückt deine Hand. Du läßt ihn los und gehst auf die Bar zu. Die Gespräche werden wieder aufgenommen, die Blicke der Männer folgen dir. Es ist das erste Mal seit Monaten, daß du ausgehst, und es ist das idiotischste Geburtstagsgeschenk, das du dir vorstellen kannst.

Niemand ist hinter der Bar.

An einem Ende stehen Gläser und Schalen mit Knabberzeug, am anderen ein Blumenstrauß. Du setzt dich auf einen der Hocker dazwischen und nimmst dir ein paar Salzstangen. Du kannst sehen, daß Konrad seinen ersten Flirt gestartet hat. Er unterhält sich mit einem Pärchen, das dir bei der Begrüßung schon aufgefallen ist. Er in Leinenhosen und einem T-Shirt von Calvin Klein, sie in einem seidigen Etwas, Schultern frei, Beine lang und etwas zu viel Zähne im Gesicht, aber mit einem tollen Körper. Konrad zeigt zu dir rüber, du winkst mit einer Salzstange und versuchst ein Lächeln. Du hast ihm gedroht. Sollte er sich ein Pärchen aussuchen, bei dem der Mann wie ein Nachhall vom Oktoberfest aussieht, würdest du verschwinden. Leinenhose und CK ist okay, vorher brauchst du aber mindestens drei Gläser Sekt. Eine positive Einstellung wäre auch nicht schlecht.

– Sekt?

Erschrocken drehst du dich um.

Keine Ahnung, von wo die Frau so plötzlich herkommt. Sie ist dir zwischen den Pärchen nicht aufgefallen. Langes, in der Mitte gescheiteltes Haar, glatt und schwarz gefärbt. Große Augen, eine Nase, die leicht nach oben zeigt. Sie erinnert dich an ein geschmeidiges Tier.

– Cocktaildame? fragst du.

– So ähnlich, antwortet sie.
 Du drehst zwei der Sektgläser um.
 – Das erste Mal, nicht wahr? fragt sie und gießt euch ein.
 – Das erste Mal tut es bestimmt weh, antwortest du und hoffst, daß es witzig klingt.
 Ihr stoßt an.
 – Auf den Schmerz, sagt sie.
 – Auf das nächste Glas, sagst du und trinkst und mußt husten. Sie legt dir eine Hand auf die Schulter.
 – Langsam.
 – Schneller wäre mir lieber, sagst du und wischst dir über den Mund. Sie lacht, zieht ihre Hand zurück und gießt nach. Ihr Name ist Miriam. Sie freut sich, daß du gekommen bist.
 – Es ist immer schön, neue Gesichter zu sehen. Sobald man sich an die alten gewöhnt hat, wird es Zeit, die Party zu wechseln.
 Du würdest jetzt gerne wechseln und in deiner Wohnung sitzen und Sidsel Endresen hören. Es ginge so einfach. Du könntest ein Taxi nehmen und wärest in zwanzig Minuten zu Hause. Du würdest deine Katzen um dich scharen und bei gedimmtem Licht auf dem Sofa vor dich hindösen. Vergiß es, Konrad würde es dir nie verzeihen. Er hat sich zu dem einen Pärchen gesetzt. Du kannst an seinen roten Ohren ablesen, daß er nervös ist. Bestimmte Details merkt man sich. Das Gesicht am Morgen. Die letzten Worte am Abend. Gesten. Wenn sich Konrad in den Nacken faßt und nachdenkt, reibt er seine Narben. Mit neun Jahren vom Baum gefallen und auf einer Harke gelandet. Vier Einstichwunden am Hals sind ihm geblieben. Die Ärzte sagten, es sei ein Wunder, eine der Dornen hätte die Aorta nur um Millimeter verfehlt. Wunder sind gut.
 Zwei Männer versuchen deinen Blick aufzufangen. Sie unterhalten sich in einer kleinen Gruppe, schauen rüber, schauen weg. Du fragst dich, wie das ist, jemanden mit der klaren Absicht auf Sex anzusprechen? Wie geht es danach weiter? Löscht jemand plötzlich alle Lichter und dann wird gerammelt? Oder gibt es diskrete Räume mit Kissen und Musik und farbigen Kerzen?

Riecht es dort nach Gleitcreme und Parfum oder eher nach Schweiß und Nervosität? Und was macht man danach?

– Das sind alles Profis, sagt Miriam und zündet sich eine Zigarette an, Die tun nur so, als wären sie zurückhaltend. Jeden Monat tanzen sie hier an und wedeln mit ihrem Ego rum, die wissen genau, was sie wollen. Laß dich nicht von ihrer Schüchternheit bluffen.

– Dann haben sie mir eins voraus, sagst du und fragst dich, was für eine Art von Bluffen das ist.

Dreihundert Euro pro Person kostet der Besuch. Normalerweise sind Partys dieser Art umsonst, du hast dich erkundigt, bei manchen zahlt man für die Getränke, bei manchen muß man Mitglied werden. Dir wäre ein kleinerer Rahmen lieber gewesen, aber Konrad bestand darauf, zu dieser Party zu gehen.

– War es seine Idee? fragt Miriam.

Du folgst ihrem Blick, Konrad mit übereinandergeschlagenen Beinen, eine Hand auf dem Knie der Frau, Lachfalten in seinen Mundwinkeln.

– Wir haben eine Krise, sagst du und wirst rot, Konrad meinte irgendwann, wir könnten ja mal etwas Neues ausprobieren und so ...

Du verstummst. Nicht, weil dir kein neuer Blödsinn einfällt, sondern weil Miriam dich mit schräg gelegtem Kopf ansieht.

– Oder? sagst du.

– Oder was ganz anderes, antwortet sie und lächelt.

Du trinkst dein Glas leer und schiebst es ihr zu. Während Miriam dir eingießt, erzählt sie von der Garderobe und daß sie die Mäntel checken würde, um zu sehen, wer wer ist. Zivilfahnder würden sich gerne auf solche Partys einschleusen.

– Viele halten dann die Hand auf, und wir müssen zahlen, deswegen checke ich die Papiere. Ihr seid eine nette Überraschung, wir hatten noch nie zuvor ein Geschwisterpaar.

– Sachen gibt es, sagst du, als wäre es auch für dich eine Überraschung.

– Ja, Sachen gibt es. Zum Beispiel seid ihr in demselben Kaff geboren und lebt in Berlin, aber nicht in derselben Wohnung. Das sind zwar lauter Kleinigkeiten, dennoch hatte ich das Gefühl, daß ihr auf keinen Fall verheiratet seid. Liege ich da richtig?

Du siehst sie nur an, das ist Antwort genug.

– Also, was ist dein Alibi? fragt Miriam.

Du versuchst nicht, dich zu verteidigen. Du hattest schon als Jugendliche das Gefühl, daß jeder an euren Gesichtern ablesen konnte, daß ihr Geschwister seid. Also erzählst du von Konrads ewigem Geburtstagswunsch, und daß er dir seit Jahren damit in den Ohren liegt.

– Ich dachte mir, er wird nur einmal vierzig und habe ihm seinen Wunsch erfüllt. Alleine laßt ihr ja niemand rein.

– Auf die guten Lügen! sagt Miriam und hebt ihr Glas.

Ihr stoßt an, nippt, seht zu Konrad.

– Kennst du das, wenn streunende Hunde am Straßenrand stehen und überlegen, ob sie rüberlaufen sollen? fragt dich Miriam.

Du schüttelst den Kopf.

– Schau sie dir an. Für mich sind sie nichts anderes als streunende Hunde, die es vor Langweile kaum aushalten und die Straßenseite überqueren wollen, um zu sehen, wie es auf der anderen Seite ist. Nur der Verkehr macht ihnen Angst. Aber sobald der nachläßt, werden sie kommen. Und wenn sie dann auf der anderen Seite sind ...

Miriam schnippt gegen den Rand ihres Glases, es gibt ein überraschend lautes Klirren, ein paar Köpfe drehen sich euch zu, sehen wieder weg.

– ... merken sie, daß es dort genau so langweilig ist und wollen wieder zurück. Auch mal ziehen?

Sie hält dir ihre Zigarette entgegen, du schüttelst den Kopf. Holger kommt zu euch an die Bar und sagt:

– Miriam, mach mir mal einen Gespritzten.

– Kommt sofort.

Holger fächelt sich mit der Hand Luft zu. Auf seinem Gesicht ist kein einziger Schweißtropfen zu sehen.

– Wow, sagt er, Die Luft ist ja am Kochen, wenn wir nicht bald loslegen, wird es ein paar spontane Vergewaltigungen geben, hahaha.

Holger lacht und leckt sich die Unterlippe, was du schon immer eklig fandest. Miriam füllt ein Glas halb mit Weißwein und halb mit Mineralwasser. Sie gießt dabei aus beiden Flaschen gleichzeitig, ein Tropfen landet auf deinem Handgelenk.

– Schon was Gutes gesehen? fragt dich Holger und greift nach dem Glas. Die Muskeln an seinem Arm zucken um Aufmerksamkeit. Du siehst weg. Miriam sagt:

– Ich glaube, es hat geklingelt.

Holger wirft einen Blick auf seine Uhr.

– Oh, das müssen die Gerstens sein, wir sind komplett.

Er drückt dir dein Knie und verläßt den Raum.

– Ich muß schlechte Ohren haben, sagst du.

Miriam lacht.

– Wenn ich zu Holger sage, daß ich glaube, es hat geklingelt, dann ist das sowas wie eine mentale Ohrfeige.

– Und das steckt er weg? fragst du.

– Du weißt ja, wie Brüder sind, antwortet Miriam und wischt den Tropfen von deinem Handgelenk.

Zehn Minuten später tauchen die Gerstens wirklich auf. Es gibt ein großes Hallo, dann machen sich die Hunde bereit, die Straße zu überqueren. Sie wechseln die Plätze, geben einander Feuer, stoßen an, lassen sich Drinks von der Bar bringen, reichen Knabberzeug weiter und sind neugierig, wie weit sie gehen können. Du kannst sehen, was Holger und Miriam für eine Auswahl getroffen haben. Bei der Anmeldung wurde um Photos gebeten. Keine Frau ist über vierzig, kein Mann unter dreißig.

– Sie fragen sich, warum du hier sitzt und nicht dort drüben, sagt Miriam, als sie wieder an die Bar zurückkehrt.

– Ich bin wahrscheinlich die einzige Schüchterne hier, sagst du, Und noch nicht betrunken genug. Kennst du hier jeden?

– Jeden.

– Und alle sind verheiratet?

Miriam streckt sich und nimmt eine Flasche Curaçao aus dem Regal über der Bar.

– Ein paar, viele bräuchten keine Ehe-Alibis, dennoch halten sie die Fassade aufrecht und tun, als wären sie verheiratet. Manche kommen mit ihrer Geliebten und wollen zuschauen, während sie von einem anderen vernascht wird. Manche kriegen ihn nicht mehr hoch, wenn keiner zusieht; andere dagegen sind nur da, um zu beobachten, und lassen sich bedienen. Die Männer, weil sie eine Auswahl treffen können. Probieren kostet ja nichts. Die Frauen denken da etwas anders.

Sie kippt einen Schuß Curaçao über ein Glas mit Eiswürfeln und füllt es mit Orangensaft auf. Die grüne Farbe erinnert dich an Feten und Discobesuche.

– Viele Frauen blühen hier auf, spricht Miriam weiter, Du glaubst gar nicht, wie sehr sie aufblühen. Sie steigen in der einen Nacht von einem Bus auf den anderen um und tun am nächsten Morgen, als wäre nichts gewesen. Eine hat mal gesagt, für sie ist das wie auf Kur sein. Manche von ihnen kommen nur, wenn sie wissen, daß ein bestimmter Mann da ist. Ich kriege hier Anfragen, das würdest du nicht glauben. Vor einem halben Jahr hatten wir einen da, der war Mitte vierzig und hatte eine Keule zwischen den Beinen. Die anderen Männer beschwerten sich, von den Frauen kam nur Begeisterung. Viele lassen auch die Männer links liegen und finden einander. Die mag ich am meisten. Sie fläzen sich bis morgens an der Bar, tauschen die ersten Küsse aus und sind angeschickert wie Schulmädchen, die heimlich Zigaretten rauchen. Was schaust du so?

– Nichts, sagst du und siehst woanders hin.

Miriam lacht.

– Mach dir keine Sorgen, das war keine Anmache. Denk lieber darüber nach, was du dem Typen da gleich erzählst.

Du drehst dich um, Leinenhose und CK hat Kurs auf dich genommen.

– Neu hier?

Er bleibt zu nahe vor dir stehen. Du riechst seinen Atem und drehst den Kopf zur Seite, als würdest du nach deinem Glas suchen.

– Ich bin Felix, spricht er weiter, Dein Mann meint, du hättest Lust, mit uns in eine der Lounges zu kommen, das finde ich prima.

Er spricht es Lontzsches aus. Du zeigst in dein Glas, Miriam gießt nach, du siehst Felix an und sagst:

– Ja, vielleicht.

Er schaut zu Miriam, als hätte sie auch etwas zu sagen.

– Was siehst du mich an? fragt sie, Verkaufe ich Versicherungen?

Felix lacht:

– Nee, Versicherung muß nicht sein, gib mir lieber einen Gin Tonic.

Er hat ein nettes Profil. Frisch rasiert, gesund. Aber warum riechen einige Menschen so schrecklich aus dem Mund? Merken sie es nicht? Wachen sie nachts nicht auf und müssen würgen? Und was ist mit den Leuten, die sie küssen? Fehlt denen das olfaktorische Organ?

– Keine Ahnung, was olfaktorisch ist, sagt Miriam, Aber wahrscheinlich fehlt ihm genau das.

Du drückst dir erschrocken die Hand auf den Mund. Felix ist von der Bar verschwunden, er steht wieder bei Konrad und hat dir den Rücken zugewandt.

– Ich muß aufpassen, sagst du, Hat er es gehört?

– Er war längst weg, beruhigt dich Miriam, Dennoch solltest du weniger trinken.

Du schiebst das leere Glas von dir und versuchst aufzustehen.

Es gibt einen Knall, dein Hocker hat hinter dir zwei weitere Hocker umgeworfen. Alle sehen dich an, du glaubst, ein Knurren zu hören.

– Ich kann das nicht, sagst du leise.

Im Bad hält Miriam deine Stirn, weil du schon zweimal gegen den hochgeklappten Toilettendeckel gestoßen bist.

– Auskotzen ist immer gut, sagt sie und reicht dir ein angefeuchtetes Handtuch.

Du wischst dir über den Mund, die Spülung rauscht, du wagst es, die Augen zu öffnen. Ihr seid allein, die Badezimmertür ist geschlossen. Miriam lehnt am Waschbecken, Zigarette in der Hand, ein nasser Fleck auf ihrem Kleid.

– War ich das?

– Keine Sorge, ich habe es schon ausgewaschen. Kannst du aufstehen?

Du kommst wackelig auf die Beine. Dein Magen rumort, die Knie zittern.

– Du solltest was essen, sagt Miriam und hält dir ein Wasserglas entgegen. Du trinkst es in kleinen Schlucken, reibst dir die Stirn.

– Okay?

– Okay, sagst du.

Miriam sieht auf ihre Armbanduhr.

– Du hast wahrscheinlich keine große Lust mehr zu feiern, stellt sie fest.

• Du schüttelst den Kopf.

– Dann erschreck dich mal nicht, sagt Miriam und schließt die Badezimmertür auf.

Das Licht ist gedimmt, die Musik lauter. Das Aquarium an der einen Wandseite ist verschwunden, ein überdimensionaler Fernseher steht an seiner Stelle. Es läuft ein Porno mit herabgestelltem Ton, das Keuchen und Stöhnen klingt wie Wispern.

Du lehnst gegen den Türrahmen, wartest, daß sich der Raum beruhigt und der Boden unter deinen Füßen fest wird.

Kaum jemand steht noch, niemand ist bei seinem ursprünglichen Partner. Sie sitzen eng beieinander, erforschen sich mit den Händen, flüstern, lachen und sind dabei so überraschend schamlos, daß du wegsiehst. Wie geht das so schnell?

– Falls du deinen Bruder suchst, sagt Miriam und zeigt zu einer der verschlossenen Türen.

Im selben Moment, in dem du hinüberschaust, öffnet sich die Tür, und Felix kommt aus dem Zimmer.

– Sonja, he, Sonja!

Er winkt dich zu sich.

– Ich habe ihm erzählt, daß es dir schlecht geht, erklärt dir Miriam, Er war besorgt und ...

Weiter spricht sie nicht, denn Felix ist unterwegs. Du hast dich vorhin nicht getäuscht, er ist gut gebaut für jemanden, der wahrscheinlich nie in einem Fitneßstudio war. Es gibt diese Art von Männern, die durch das Leben wandern, ohne körperlich draufzahlen zu müssen. Felix hat feines, helles Haar auf der Brust und ist nackt bis auf einen traurigen Tangaslip, der einem knackigen Italiener gestanden hätte, aber nicht einem vierzigjährigen, rosi-gen Deutschen mit einer hellen Blinddarmnarbe. Zwei Schnüre verbinden einen Fetzen aus Seide in der Mitte. Sein halberigierter Penis wirkt wie eine gepreßte Wurst, die einen Ausweg sucht und den Bund des Tangas dabei leicht anhebt.

– Komm, sagt Felix und greift nach deiner Hand, Ich tu dir was Gutes.

Er zieht an dir, bleibt stehen, dreht sich um.

– Ich glaube nicht, sagst du und hoffst, nicht zu taumeln.

– Ach komm, Sonja ...

Er nimmt die zweite Hand zur Hilfe, für einen Moment sieht es aus wie Tauziehen.

– ... komm schon, ich besorg's dir kräftig, und danach wirst du sehen, alles ist wieder schön.

Du schüttelst den Kopf.

– Nicht? fragt er überrascht.

– Alles ist schon schön, sagst du.

Felix lacht, er lacht, als wärst du naiv und dumm und er würde dich in- und auswendig kennen.

– Ich seh das anders, sagt er, Und dein Mann auch. Er sagt, daß du seit Monaten nicht mehr aus dem Haus gegangen bist und nur mit deinen Katzen rumhängst. Das ist nicht gerade gesund.

Vielen Dank, Konrad, denkst du.

Felix kommt dir nahe, du riechst ihn.

– Komm schon, flüstert er dir ins Ohr, Wir werden –

Du unterbrichst ihn, indem du dir seinen halberigierten Penis greifst. Ihr seht euch an. Du fühlst, wie er zwischen deinen Fingern steif wird. Felix versucht, in deinen Augen zu lesen. Vielleicht magst du es auf die harte Tour, vielleicht spielst du gern und willst erstmal zupacken, damit der Mann weiß, wo es langgeht. Dann siehst du Schweiß auf seiner Stirn. Felix blinzelt nervös und schrumpft in deiner Hand. Erst als du ihn losläßt, tritt er einen Schritt zurück. Du erwartest, daß er flucht oder irgendwas Beleidigendes sagt. Dann hörst du ihn „Schade“ murmeln und bereust es, ihn so behandelt zu haben. Er ist innerhalb von Sekunden wieder verschwunden und hat die Tür hinter sich geschlossen.

– So machst du dir keine Freunde, sagt Miriam hinter dir.

Du reagierst nicht und fragst dich, ob du das alles wirklich willst. Eine der Frauen hat den Kopf zwischen den Beinen eines Mannes, der eine Frau beobachtet, die ihn beobachtet, während sie mit einem anderen Mann flüstert. Der Mann spielt mit ihrem Haar, streichelt ihr den Nacken. Du kannst sehen, wie erregt er dabei ist. Du kannst sehen, wie erregt alle hier sind, und spürst selbst, wie die Hand zittert, mit der du Felix berührt hast.

Miriam's Stimme erklingt nahe an deinem Ohr:

– Geh einfach. Vergiß die Leute, vergiß den Raum. Geh einfach und vergiß dich selbst.

Einer der Männer blickt auf, sieht dich an. Er bewegt nur die Fingerspitzen seiner Hand. Als würde er einen Hund rufen, den er respektiert, weil er weiß, daß der Hund bei jeder falschen Bewegung zubeißen wird.

Komm ruhig, ich tue dir nichts.

Du machst einen schwankenden Schritt auf ihn zu, einen zweiten. Er lächelt. Er knöpft seine Hose auf. Als du dich umblickst, ist Miriam verschwunden.

Nach der Dusche wickelst du dich in ein vorgeheiztes Handtuch und wischst den beschlagenen Spiegel sauber. Dein Haar ist an den Spitzen feucht, deine Knie sind rot, du hast sie dir auf dem Teppich wundgerieben. Als du das Handtuch löst, siehst du zwei Kratzer auf deinem Bauch. Er hat sich entschuldigt, es wäre über ihn gekommen und täte ihm leid. Du verknotest das Handtuch wieder, lehnst mit dem Kopf gegen den Spiegel und wartest, horchst in dich hinein, wartest auf irgendein Gefühl, auf irgendeinen Zustand des Erfolges.

Nichts.

Du duschst ein zweites Mal.

Hinter der Bar steht Holger, Zigarre im Mundwinkel und Cocktailshaker in den Händen. An der Bar sitzen vier Männer und drei Frauen, sie sind barfuß und tragen jetzt alle Kimonos. Drachen und Kraniche. Ihre nackten Füße wirken verwundbar auf den Holzstreben der Barhocker.

Die Musik ist lauter geworden, niemand gibt sich mehr Mühe leise zu sein. Es wird gerufen, helles Lachen ist aus den Zimmern zu hören, kaum eine der Türen ist noch verschlossen. Auf dem Fernseher läuft MTV, Partytime. Es ist die Pause vor der zweiten Runde.

Du findest Miriam in der Küche, wo sie am offenen Fenster eine Zigarette raucht.

– Na, wie war's?

Du zuckst mit den Schultern, siehst auf die Uhr über der Spüle.

- Was würde es kosten, dich zu mieten? fragst du.
- Kommt darauf an, was du haben möchtest?
- Bring mich einfach hier weg, ich zahl dir, was du willst.
- Ich könnte dir ein Taxi rufen, dann -
- Ich möchte nicht allein sein, unterbrichst du sie.

Miriam schnippt die Zigarette in die Nacht und schließt das Fenster. Du kannst in der Spiegelung ihr Gesicht sehen, sie beobachtet dich.

- Komm mal her.

Du stellst dich neben sie, gemeinsam schaut ihr in die Dunkelheit hinaus.

- Siehst du die Autos da unten?

Vier Stockwerke unter euch befindet sich ein Privatparkplatz. In den Boden eingelassene Lampen beleuchten die Autos und verleihen dem Schnee drumherum eine milchige Aura. Konrad hat seinen Volvo ein wenig beschämt neben die protzigen Fahrzeuge der anderen Besucher gestellt.

- Welchen würdest du nehmen?

Alles ist vertreten, von den kleinen, schnuckligen Rasern bis zu den pompösen Maschinen, die Sicherheit versprechen und sogar Airbag im Kofferraum haben.

- Den Jeep, sagst du.
- Du meinst das schwarze Ungetüm? Den Rover?
- Genau den.
- * Miriam nimmt dich bei der Hand.
- Wenn das so ist, dann ist der Service umsonst.

Manchmal ahnst du, wie etwas wird, ohne es wirklich wissen zu können. Als du das erste Mal an einem Schneeball gelect hast. Als sich eure Eltern trennten und es Konrad und dir zu erklären versuchten. Als du den Schmerz im vierten Monat hattest, der heiß zwischen deinen Beinen brannte. Du wußtest, was kam.

Du kanntest den Geschmack, die Worte und das Gefühl. Es war wie ein Leben, das du schon mal gelebt hattest und jetzt kam die Wiederholung. Und immer wieder wünschst du dir, daß es möglich ist, kleine Details zu verändern. Sie besser zu machen. Witziger, spannender, harmloser. Einfach anders.

- Du willst wirklich nicht fahren?
- Wirklich nicht.

Du hast noch nie in einem solchen Wagen gesessen. Die Höhe ist berauschend. Die Straßen wirken von hier oben neu, es gibt viel mehr zu sehen. Selbst fahren kommt für dich nicht in Frage. Du willst dich treiben lassen, ohne darüber nachzudenken, wohin es gehen soll. Straßen und Häuser, bekannte Ecken, karge Bäume, Briefkästen und blinkende Schaufenster. An den Ampeln schaust du auf die wartenden Autos hinunter. Ein Mann sieht hoch, und du weichst seinem Blick nicht aus.

- Und du bist dir sicher, daß niemand was dagegen hat? fragst du.

Miriam winkt ab. Sie hat erst beim vierten Versuch den richtigen Schlüssel ins Schloß geschoben. Für sie scheint es eine ganz natürliche Sache zu sein, sich fremde Autos auszuleihen.

- Falls der Besitzer nach seinem Rover fragt, sagt sie, Kann mich Holger jederzeit übers Handy erreichen. Mach dir keinen Kopf. Unsere Gäste bleiben oft bis zum Morgengrauen auf der Party, vor drei geht da keiner.

Die Ampel schaltet um, ihr fahrt schweigend weiter, nur die Reifen auf dem Asphalt sind zu hören. Du könntest Miriam jetzt fragen, warum sie das für dich tut und was für Gedanken ihr durch den Kopf gehen. Du könntest es aber auch sein lassen. Wieso sollte sie etwas für dich tun? Wieso sollte sie jetzt denken?

Du läßt das Fenster ein Stück runterfahren. Winterluft füllt deinen Kopf und macht dich wach. Klar und deutlich siehst du die Lichter in den Häusern, die Menschen auf den Straßen, die Reflexionen im Schnee. Sogar der Matsch, der herumliegende

Müll und eine Gruppe von Obdachlosen auf Parkbänken haben etwas Besonderes. Als wäre ein Filter verschwunden und die Welt würde sich dir das erste Mal zeigen, wie sie wirklich ist.

– Du bist mir doch nicht auf Drogen? sagt Miriam, Dir fallen ja fast die Augen aus dem Gesicht.

Du mußt lachen, boxt ihr leicht gegen den Oberschenkel.

– Blödsinn, sagst du.

– Blödsinn?

– Ja, Blödsinn, sagst du und schaut wieder aus dem Fenster.

Ihr haltet beim Sri-Lankaner in der Gneisenaustraße und eßt bei Kerzenlicht. Zum Essen trinkt ihr Chai aus Metallbechern, die so heiß sind, daß ihr sie kaum halten könnt. Als du auf die Party und das Penthouse zu sprechen kommst und daß es doch traumhaft sein muß, jeden Morgen dort oben zu erwachen, erzählt Miriam, daß sie das Penthouse einmal im Monat für zwei Tage mieten würden.

– Ein Freund brachte Holger vor einem Jahr auf die Idee mit der Party. Holger erzählte es mir, und wir dachten uns, es wäre den Versuch wert. Der Erfolg war riesig. Seitdem hat Holger die Party zu seinem Hobby gemacht. Die restliche Zeit leitet er zwei Fitneßstudios. Eines in Berlin, das andere unten in Potsdam. Und da mein Brüderchen alles im großen Stil erledigt, sind unsere Partys wahrscheinlich die kostspieligsten, die es in ganz Berlin gibt. Dementsprechend ist der Andrang. Wir haben es uns zur Regel gemacht, nie über neun Paare hinauszugehen, und wir wählen sie alle gemeinsam aus, nachdem wir einmal danebengegriffen haben. Ein Typ wollte sein Geld wiederhaben, weil er an eine der Frauen nicht rankam. Er fing an rumzulärmen und versprach, das nächste Mal würde er ein paar Freunde mitbringen und es der Frau zeigen. Für ihn gab es kein nächstes Mal. Wir haben danach das System mit Bewerbungen und Photos eingeführt. Es ist besser, auf sein Feeling zu vertrauen. Ich helfe da, so gut ich kann, spiele die Hosteß und teile mir mit Holger die Ein-

nahmen. Das paßt mir ganz gut, die Miete ist mit einem Schlag erledigt und es bleibt noch eine Menge Klimpergeld übrig.

– So einfach, sagst du.

– So einfach, sagt Miriam.

Als die Hauptspeise kommt, redet ihr wenig. Du spürst ein Kribbeln in den Zehen, es wandert deine Füße hinauf und breitet sich schließlich im Körper aus. Es erfüllt dich eine angenehme Nervosität. Du bist voller Erwartung, wie diese Nacht weitergehen wird. Es ist richtig, hier zu sein. Jeder Schritt war bisher richtig. Und als Miriam irgendwann ihren Teebecher hebt, um mit dir anzustoßen, überraschen dich ihre Worte nicht:

– Auf deinen Geburtstag!

Sie wartet, Becher in der Luft, Blick herausfordernd.

– Du wußtest es die ganze Zeit? sagst du und stellst dir vor, was sie gedacht haben muß, als sie die Ausweise überprüfte. Eine Frau besucht an ihrem Geburtstag eine Swingerparty in Begleitung ihres Bruders. Traurig, traurig.

– Zahlen sind mir schon immer aufgefallen, sagt Miriam, Dafür habe ich ein Gedächtnis. Warum hast du gelogen?

Du läßt deinen Becher stehen. Ja, warum hast du gelogen? War es dir peinlich? Wolltest du nicht, daß jemand von deiner Verzweiflung und Einsamkeit wußte? Bist du überhaupt verzweifelt? Bist du einsam?

– Ich weiß es nicht, sagst du.

– Dreiunddreißig ist ein gutes Alter, sagt Miriam.

Du versuchst ein Lächeln, es wirkt gequält. Miriam hält noch immer ihren Becher hoch.

– Auf die nächsten dreiunddreißig, sagst du und stößt mit ihr an.

Kurz nach elf bittet Miriam den Kellner, ihr die Rechnung zu bringen. Du willst protestieren, sie winkt ab.

– Geburtstage sind wichtig, sagt sie, Ich will, daß du dir die-

sen Tag einprägt – deine erste Swingerparty und eine Einladung zum Essen, okay?

Danach kramt sie in ihrer Schultertasche und holt eine Kreditkarte hervor.

- Das ist die falsche, sagt sie.
- Ich hab Bargeld, bietest du an.
- Nein, die hier ist gut.

Sie legt eine andere Kreditkarte auf das silberne Tablett. Der Kellner bringt euch zum Abschied noch einen Mangoschnaps, dann unterschreibt Miriam die Rechnung und ihr verläßt das Restaurant.

Draußen erschrickst du kurz vor den Lichtern. Die Atmosphäre in dem Restaurant war wie eine andere Welt. Kerzenschein und leise Musik. Du hast das Gefühl, daß der Verkehr mit doppelter Geschwindigkeit an euch vorbeifährt.

Ihr knöpft eure Mäntel zu, verstaut die Hände in den Taschen und zieht die Schultern hoch.

- Ich tippe mal, ins Kino willst du nicht gehen, sagt Miriam.
- Muß nicht sein.
- Soll ich dich nach Hause fahren?
- Überallhin, nur nicht nach Hause.
- Einfach nur fahren?
- Einfach nur fahren.

Im Handschuhfach liegen CDs. Du liest Miriam die Namen vor, und als sie bei David Gray Stop sagt, schiebst du die CD in den Player und wartest mit der Hand am Lautstärkeregler. Eine Gitarre, eine Stimme. Du stellst lauter.

Miriam fährt Richtung Süden, der Kompaß über dem Rückspiegel verrät dir jede Kursänderung. Du wünschst dir, du hättest so einen Kompaß in deinem Kopf.

- Bist du eigentlich auf Kurs? fragst du.

Miriam fährt weiter, als hätte sie dich nicht gehört. Du willst deine Frage eben wiederholen, da hebt sie die Hand:

- Ich denke nach, warte eine Sekunde.

Nach zwei Minuten sagt sie:

- Ich bin auf Kurs, ja, so kann man es nennen.

Und da passiert es. Du rutschst rüber und legst deinen Kopf an ihre Schulter. Du weißt nicht, warum dich nichts und niemand vor diesem Moment gewarnt hat. Du wußtest nicht einmal, daß solche Momente existieren. Es ist das Spontanste, was du in dem letzten Jahr getan hast.

- Alles okay bei dir? fragt Miriam.

Du schließt die Augen. Alles ist okay. Du nickst. Du bist auf Kurs.

Die Stille im Wagen weckt dich. Du lehnst mit der Stirn gegen das kalte Fensterglas der Beifahrertür und hast die Beine auf den Sitz gezogen.

- Habe ich lange geschlafen?

Miriam hat das Fahrerfenster ein Stück heruntergeklübelt und raucht.

- Halbe Stunde vielleicht, sagt sie.

Ihr steht in einer Sackgasse und seid von Bäumen umgeben. Im Rückspiegel siehst du zwischen den dunklen Familienhäusern eines mit Lichtern in den Fenstern. Der Schnee auf dem Bürgersteig leuchtet neonblau. Dir kommt es vor, als hättest du stundenlang geschlafen. Du bist ausgeruht und deine Arme sind schwer vom Schlaf. Als du die Füße vom Sitz nimmst, siehst du, daß deine Stiefel auf dem Boden stehen.

- Danke, sagst du und ziehst sie wieder an.
- Lust auf einen Spaziergang um die Krumme Lanke?
- Du schaust in die Dunkelheit, hier seid ihr also.
- Jetzt?

Du sagst es, als würde Miriam nicht wirklich jetzt meinen, als ginge es um eine Verabredung in ein paar Tagen.

- Komm schon, sagt sie, Es wird dich wach machen.
- Miriam öffnet die Tür, du hältst sie am Arm fest.

– Warte. Ich ...

Sie wartet, sieht dich an, dir fällt einfach nicht ein, an welches Tier sie dich erinnert.

– Ich ... ich habe das Gefühl, ich kenn dich schon ganz lange, sagst du und begreifst in genau dem Moment, daß es wirklich so ist. Es ist dir peinlich. Du weichst ihrem Blick aus.

– Ach, und was kennst du von mir?

– Irgendwas, sagst du und läßt ihren Arm los, Irgendwas kommt mir vertraut vor. Ich meine ... erzähl mal, was du an den anderen Tagen machst, an denen du nicht Hosteß spielst? Vielleicht erkenn ich was wieder.

Miriam lacht und steigt aus, ohne dir zu antworten. Sie wirft die Fahrertür zu, und das Licht im Wageninnern dimmt herab. Du bleibst im Dunkeln sitzen und siehst Miriam im blauen Licht der Nacht stehen. Ein schlanker Strich im Schnee. Sie ist gut gekleidet, knielanger Ledermantel, robuste Stiefel. Du schätzt sie auf Mitte zwanzig. Keine Augenringe, kein Ansatz von Doppelkinn. Sie sieht auf eine frische Art und Weise gut aus.

– Du lebst vom Geld deiner Eltern, sagst du, nachdem du ausgestiegen bist, Einmal im Jahr verschwindest du in die Karibik und läßt dich mit erotischen Massagen verwöhnen. Du hast drei Lover, keine Haustiere und kannst stundenlang essen, ohne daß du zunimmst.

Miriam nickt anerkennend.

– Und was macht das aus mir? fragt sie.

– Eine Lebenskünstlerin, sagst du.

• Miriam hakt sich bei dir unter und sagt:

– Voll daneben.

Die nächste Viertelstunde irrt ihr durch den Wald, stolpert über Wurzeln und wischt euch gegenseitig Schnee aus den Haaren. Als ihr den See erreicht, bist du völlig durchgefroren.

– Schön, nicht? sagt Miriam und geht mit dir zum Seeufer hinunter.

Der Mond spiegelt sich auf dem Eis, der Himmel um ihn herum ist wolkenlos. Ihr versucht, ein paar Meter rauszulaufen, doch schon nach zwei Schritten zeigen sich die ersten Risse und ihr tretet zurück.

– In ein paar Tagen wird es fest sein, sagst du und willst danach den Mund halten, ungewollt rutschen dir die Worte raus:

– Ich bin hier aufgewachsen, weißt du? Zwei Straßen weiter im Elvirasteig. Ich liebte es, im Winter jeden Morgen vor Schulbeginn das Eis zu testen. Konrad weckte mich. Wir zogen uns an und schlichen heimlich aus dem Haus. Später erzählten wir beim Frühstück, was wir entdeckt hatten. Wir waren es, die entschieden, wann das Eis fest genug war. In der Schule wollte jeder unsere Meinung hören. Wir haben uns nie getäuscht.

– Und jetzt?

Du legst den Kopf schräg.

– Du meinst, ob ich mich getäuscht habe?

– Nein, wo du jetzt wohnst.

– In Charlottenburg, Eigentumswohnung mit vier Zimmern und Balkon, sehr nett.

– Die Frau hat Geld, was?

– Ja, sagst du und lachst, Die Frau hat Geld.

– Laß mich raten.

Miriam fixiert dich, wie du sie vorhin aus dem Auto fixiert hast. Und während sie dich ansieht, fällt dir ein, daß du noch immer nicht weißt, was sie macht.

– Du bist Architektin, sagt sie.

– Was? Woher ...

Sie tippt sich gegen die Nase.

– Instinkt. Du hast auf der Fahrt diesen komischen Blick gehabt. Ich kannte mal einen, der war Architekt aus Leidenschaft. Ihr habt denselben Blick, wahrscheinlich sind alle Architekturjunkies gleich.

– Ich bin beeindruckt, sagst du, Aber was ist mit dir? Ich weiß noch immer nicht, was du treibst.

– Ich stolper durchs Leben, sagt sie und beugt sich vor und formt einen Schneeball, Wollen wir wetten, daß ich durchs Eis komme?

– Niemals, sagst du.

Miriam wirft den Schneeball in hohem Bogen. Er trifft ungefähr zwanzig Meter entfernt aufs Eis und zerfällt lautlos.

– Ich bin Geschäftsführerin von einem Modegeschäft, sagt sie danach, Ich mache das seit zwei Jahren. Eigentlich war Schneiderin mein Traumberuf, doch dazu hat es nie gereicht. Geschäftsführerin liegt mir mehr. Vielleicht kennst du den Laden. Evelin Brandt am Savignyplatz?

Du gibst ein albernes Quietschen von dir.

– Ein Fan also, sagt Miriam.

– Machst du Witze? Und was für einer. Ich glaube es nicht! Bei mir hängen drei Kostüme, die ich bei euch gekauft habe.

Du lachst albern.

– Garantiert haben wir uns schon mal im Laden gesehen, da bin ich mir sicher, ist das nicht witzig?

Ihr grinst euch an, ihr seid wie Schwestern, die sich seit ihrer Geburt nicht mehr gesehen und endlich zueinander gefunden haben. Du weißt nicht, wie es kommt, aber ihr legt die Arme umeinander, als müßtet ihr den Moment feiern. Miriams Atem streicht über deinen Hals. Als ihr euch wieder trennt, ist es dir etwas peinlich. Du wünschst, du könntest sie küssen. Einfach so, ohne Erklärung und unverbindlich. Wie du Konrad manchmal küßt. Aus Begeisterung.

– Jetzt werd nicht sentimental, sagt Miriam, und ihr lacht den Moment weg.

Während ihr eine Runde um den See geht, erzählt Miriam von sich. Daß sie mühevoll aus dem Schatten ihres Bruders herauswuchs, indem sie für vier Jahre nach Kanada ging. Was als Studiumsaustausch anfang, endete beinahe in einer Ehe. Dann kam es aber dennoch anders, und sie kehrte nach Deutschland zurück.

Im selben Jahr schloß sie ihr Studium ab, verwarf ihre Doktorarbeit und übernahm die Geschäftsführung einer Brandt-Filiale.

– Bekommst du Prozente?

– Was denkst du?

Bewundernd schüttelst du den Kopf,

– Ich wünschte, ich wäre auch mal nach Kanada ausgewandert.

– Tu's doch, was hält dich?

– Vergiß es, ich bin froh, wenn ich irgendwann mal Paris sehe.

Miriam winkt ab.

– Paris sehen und sterben ist ein Mythos.

– Warst du schon da? Natürlich warst du schon da.

– Schau mich an, sagt Miriam, Ich hab es gesehen und lebe noch. Die Stadt ist groß und teuer, laut und stinkend und voller Franzosen.

– Franzosen?!

Erschrocken hältst du dir die Hand vor den Mund.

– Ganz viele, sagt Miriam und grinst, Aber was ist mit dir? Architekturbüro, Swingerpartys, Rente und dann?

Du hörst auf zu lachen. Das Knirschen eurer Stiefel verstummt, ihr bleibt stehen.

– Was ist?

– Ich ...

Du ziehst die Schultern hoch, läßt sie wieder sinken. Jahre und Monate, Wochen und Tage gehen dir durch den Kopf und verschwinden.

– ... irgendwie paß ich nicht in mein Leben hinein.

Miriam wartet, zögernd sprichst du weiter:

– Da ist nichts, weißt du? Da ist nichts um mich herum. Ich habe immer wieder das Gefühl, da ist nichts. Freunde, Bekannte, das ist einfach nichts. Ich fühle mich, als wäre ich in einem Vakuum und könnte alles, was außerhalb ist, nicht erreichen.

– Und die Party ...

– ... war Konrads Idee. Er meinte, es könnte mir guttun, mich für ein paar Stunden zu verlieren. Er hat es genau so gesagt. Verlier dich. Und ich bin wie ein blödes Schaf mitgegangen. Aber es ist nichts passiert. Ich habe mich nicht verloren. Kennst du das? Du willst Lust empfinden, du willst mit aller Kraft Lust empfinden, und es geschieht rein gar nichts? Es gibt Tage, da erwache ich und liege da und muß mich zwingen zu atmen. Irgendwann wird mein Körper sich ausschalten. Einfach so. Aus Desinteresse. Da bin ich mir sicher.

– Seit wann ist das so?

Du beißt dir auf die Unterlippe. Ja, seit wann?

– Ein paar Jahre, ich weiß es nicht genau, ich ...

Du ziehst Miriam weiter, du willst nicht mehr über dich reden, dieser Tag soll nichts mit dir zu tun haben. Du willst ihn als etwas Besonderes in Erinnerung behalten. Ein Photo, das dir jemand geschickt hat, der woanders lebt, anderes denkt, andere Worte sagt.

– Okay, sagt Miriam nach ein paar Metern, Keine Fragen mehr.

Auf dem Rückweg verläuft ihr euch und kommt an der Riemeisterstraße raus. Ihr erreicht die Sackgasse mit dem Rover nach zwanzig Minuten. Die Lichter in dem Haus dahinter sind gelöscht, Wolken haben sich über den Mond geschoben, der Schnee wirkt grau, aus dem Rover heraus hört ihr das Klingeln eines Handys.

– Deins oder meins? sagt Miriam.

– Deins, sagst du, weil dein Handy abgestellt ist. Es gab eine Zeit, da erzeugte das Klingeln des Telefons einen Adrenalinschub. Es war der Beweis, daß sich die Welt drehte, Menschen an dich dachten, der Stillstand aufgehoben wurde.

Miriam schließt die Fahrertür auf, es klingelt unangenehm laut aus dem Wagen. Sie nimmt das Handy aus ihrer Tasche und

sagt Hallo?, dann noch einmal, sieht auf das Display, schüttelt den Kopf, sieht dich an.

– Keine Verbindung, aber ich glaube, das war Holger. Willst du im Wagen warten?

Du lehnst dich an die Motorhaube, während Miriam Holgers Nummer eintippt. Sie geht dabei ein paar Meter die Straße entlang. Du kennst das. Es ist dir immer unangenehm, neben jemandem zu stehen, der mit dem Handy telefoniert. Und du haßt es, mitten unter Leuten einen Anruf zu bekommen.

– Hallo, kannst du mich hören?

Miriam wechselt das Handy ans andere Ohr, du hörst sie lachen und siehst auf den dunklen Weg, der in den Wald hineinführt. Es kommt dir vor, als wären seit eurem Spaziergang Tage vergangen.

– ... nein, kein Problem ... nein, sag ihm das lieber nicht ... ja ...

Miriam's Stimme nähert sich, der Mond kommt hinter den Wolken hervor und läßt den Schnee aufleuchten. Du schließt die Augen. Du würdest gerne all deine Probleme an einer fehlgeschlagenen Beziehung oder einer schlimmen Kindheit aufhängen. An einer Fehlgeburt, dem Verlangen, allein zu sein, dem Widerwillen, der dich befällt, wenn jemand am Morgen neben dir liegt. Es wäre so einfach, den Finger auf diese Probleme zu legen und zu sagen: Da, schau, das und das ist der Grund.

– ... nein ... ganz unten im Kühlschrank, ich habe extra den Salat darüber gelegt ...

Früher hast du dich anders gefühlt, anders benommen. Vielleicht bist du abgestumpft, vielleicht einfach nur ängstlich vor neuen Enttäuschungen. Was es auch ist, heute hast du keinen Fehler begangen. Es war gut, Konrad nachzugeben; es war besser, als das I-Ging zu befragen oder sich unermüdlich Tarot-Karten zu legen. Und es war wichtig, jemandem wie Miriam zu begegnen. Jemandem, der sein Leben in den Händen hält und nicht losläßt.

Sobald man aufhört, in Bewegung zu sein, geschieht nichts mehr. Keine Miriam, keine Nacht wie diese.

– ... du weißt doch, wie sie sind, wenn es um Champagner geht ...

Du kannst spüren, daß Miriam vor dir stehenbleibt.

– ... ja, ich sag es ihr, bis nachher.

Es klickt, als sie die Verbindung unterbricht. Du öffnest die Augen. Miriam steht dir gegenüber, das Gesicht im Dunkeln. Der Mond in ihrem Rücken wirft einen Schatten vor deine Füße.

– Perfekt, sagt Miriam und hält einen Daumen hoch, Der Rover gehört dem guten Dr. Petters, der eben mit zwei weiteren Gästen in der Sauna schmort. Er wird die Nacht in einem der Zimmer verbringen und am Morgen mit uns frühstücken. Wir brauchen uns also nicht beeilen. Frierst du?

– Ein wenig.

Miriam sieht auf ihre Uhr.

– Es ist kurz vor drei, wenn wir uns beeilen, schaffen wir es, bevor das Paradies schließt. Was meinst du?

– Paradies klingt gut.

– Dachte ich's mir doch.

Ihr steigt in den Rover, Miriam dreht den Zündschlüssel um, David Gray beginnt wieder zu singen, das Paradies erwartet euch.

Ihr haltet in der Kantstraße auf einem Behindertenparkplatz, läuft an der Taxihaltestelle vorbei und überquert die Straße. Du erwartest eine Disco oder eine Bar, du erwartest nicht, daß Miriam vor Evelin Brandt stehenbleibt und in ihrer Schultertasche zu suchen beginnt.

– Dürfen wir das? fragst du nervös.

– Natürlich, antwortet sie dir, Ich bin die Geschäftsführerin, ich kann ein- und ausgehen, wie und wann ich will. Nur das Licht sollten wir auslassen, sonst versteht es jemand falsch und ruft die Polizei.

Sie fischt einige Schlüssel aus der Schultertasche, betrachtet das Schloß, betrachtet die Schlüssel in ihrer Hand und zuckt dann mit den Schultern.

– Ich hoffe, ich habe ihn nicht zu Hause gelassen.

Im nächsten Moment schwingt die Tür auf und Miriam singt:

– Tatatata! Nach dir, Mademoiselle.

Du trittst vorsichtig ein und bleibst nach wenigen Schritten stehen. Tief atmest du den Geruch von neuen Kleidungsstoffen.

– Kann ich Ihnen behilflich sein? sagt eine Stimme hinter dir.

Miriam hat die Tür geschlossen und ihren Mantel über einen Stuhl geworfen. Sie hält ihre Hände zierlich vor sich verschränkt, zuvorkommende Verkäuferin durch und durch.

– Ich schau mich nur um, sagst du.

– Möchten Sie vielleicht unsere neuesten Modelle sehen?

Du folgst ihr durch den halbdunklen Laden, die Lichter von der Straße reichen gerade aus, um Einzelheiten zu erahnen. Die Farben sind stumpf, das Negativ eines Ladens. Nach wenigen Minuten hast du dich an das Zwielflicht gewöhnt.

– Feinste Merinowolle, sagt Miriam und hält dir ein Kleid entgegen, Besonders interessant durch den Wickeleffekt, schauen Sie mal. Ich denke, das würde Ihnen hervorragend stehen. Achten Sie auf den Fall des Stoffes, spüren Sie das?

Du berührst das Kleid, streichelst es, nickst.

– Größe 40, habe ich recht?

– Du hast recht, sagst du.

– Anprobieren?

Und wie du da im Dunkeln in der Umkleidekabine stehst, überkommt dich eine Sehnsucht, von der du dachtest, sie hätte dich längst verlassen. Wie Windpocken, wie Scharlach. Irgendwo hast du gelesen, daß eine Überdosis Sehnsucht den Körper immun machen kann. Immun gegen was? Und woher solltest du wissen, daß sich Sehnsucht nicht aufbraucht? Daß sie sich im Körper anlagert – ohne Halbwertszeit, ohne die geringste Spur von

Verfall – und nur auf den richtigen Moment wartet, um dich zu erwischen. Und da du das nicht wissen konntest, stehst du im Dunkeln der Umkleidekabine, die Hände flach zwischen deinen Brüsten, und weinst lautlos.

Minuten später verläßt du die Umkleidekabine, der Raum ist hell erleuchtet. Das Licht erlischt, als das Auto eingeparkt hat. Lichtpunkte tanzen vor deinen Augen, deine bloßen Füße bewegen sich unsicher über den Parkettboden.

– Hier bin ich, sagt Miriam.

Sie sitzt auf der Theke, Zigarette in der Hand, Beine übereinandergeschlagen.

– Dreh dich.

Du drehst dich, langsam, spürst das Kleid an deinem Körper.

– Ich habe da was gesehen, das würde ideal dazu passen. Rühr dich nicht von der Stelle.

Miriam springt von der Theke und verschwindet im hinteren Teil des Ladens. Sie kehrt mit einem schmalen Karton zurück.

– Probier die mal an.

Es sind dicke Strumpfhosen. Während du sie anprobierst, hörst du Miriam Kleidungsstücke verschieben, dann steht sie neben dir, Hände hinter dem Rücken verborgen. Du kommst dir vor wie ein Kind – in Wollkleid und Wollstrümpfen in einem dunklen Kleidergeschäft mitten in einer Winternacht. Als hätte dich eine Fee entführt.

• – Ich bin keine Fee, sagt Miriam, Bist du bereit? Hier, damit du mir nicht erfrierst.

Der Mantel hat die Farbe von Herbstlaub, rot und brennend, die Knöpfe erinnern an alte Münzen, der Kragen ist mit Samt ausgeschlagen. Miriam hält ihn dir hin. Du zögerst, steckst den einen, dann den anderen Arm hinein. Miriam geht um dich herum. Der Mantelsaum berührt deine Fersen.

– Und, wie fühlt es sich an?

– Sicher, sagst du, Wunderschön sicher.

Miriam bleibt vor dir stehen, sie beugt sich vor und küßt dich links und rechts auf die Wange.

– Liebe Sonja, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

Sie besteht darauf, daß du Mantel und Kleid anbehältst. Du tust ihr den Gefallen und quetschst die Füße mit den dicken Strumpfhosen in die Stiefel und läufst zur Probe im Laden herum. Es ist beinahe so, als wäre eine alte Haut von dir gefallen und von einer neuen ersetzt worden.

Miriam hält dir die Tür auf. Sie hat deine alten Sachen in zwei Papiertüten gepackt. Nachdem sie das Geschäft abgeschlossen hat, hakt sie sich wieder bei dir unter, und so geht ihr zum Wagen.

– Müde?

– Ein wenig.

– Etwas Süßes zum Abschied?

Abschied. Du siehst sie an, du hast es schon die ganze Zeit über gespürt. Da war dieser feine Windzug, der dich sogar in der Wärme des Restaurants umweht hat. Genauer gesagt seit dem Moment, in dem Miriam deinen Kopf hielt, als du über die Toilette gebeugt warst. Du wolltest es da nicht glauben, aber jetzt bist du dir sicher. Das Vakuum verliert an Kraft. Die Außenwelt betritt die Innenwelt. Du hast das Gefühl, es gibt nichts, was du Miriam abschlagen könntest.

Miriam lacht.

– Ich weiß, was du denkst, sagt sie.

– Was denke ich?

– Du denkst, das hört gar nicht mehr auf. Aber versprochen, nur noch etwas Süßes, dann machen wir Feierabend.

Ihr haltet in der zweiten Reihe vor einer dunklen Bäckerei. Bagels & Scones steht in geschwungenen Buchstaben auf dem Schaufenster.

– Du wartest hier, während ich schaue, ob wir nicht noch etwas zum Naschen bekommen.

Miriam steigt aus und stellt den Kragen ihres Mantels hoch. Du siehst ihr hinterher, wie sie an die Glastür klopft und wartet. Nach kurzer Zeit geht ein Licht in der Bäckerei an. Ein Mann öffnet und läßt Miriam hinein. Du schüttelst den Kopf und glaubst es nicht. Die CD endet. Du willst etwas Neues hören und öffnest das Handschuhfach, als das Handy vom Rücksitz klingelt. Miriam hat ihre Schultertasche im Wagen gelassen. Du zögerst, es ist nicht deine Art, aber es kann ja nur Holger sein. Du beugst dich vor und schaut zur Bäckerei. Das Licht ist wieder ausgegangen. Das Klingeln wiederholt sich. Du greifst nach hinten und fischst das Handy aus der Tasche.

– Ja?

– He, leg nicht auf, verdammt, wehe du legst auf!

– Holger?

– Wer ist da dran?

– Hier ist Sonja.

– Wer ist – Scheiße, was ist da los?

– Miriam ist gerade in einer Bäckerei und will was Süßes holen und –

– Hör jetzt mal gut zu, Sonja, unterbricht dich Holger, Sag Miriam, daß sie im Knast landet, wenn sie mir meinen verdammten Rover nicht innerhalb von zehn Minuten wieder vor der Tür abstellt, ist das klar?

– Deinen Rover?

– Hörst du schlecht? Und sie soll es bloß nicht wagen, auch nur einen Schritt in mein Haus zu setzen. Sie ist entlassen, sag ihr das, ich will ihre blöde Fresse nie wiedersehen.

– Aber –

– Zehn Minuten!

Holger unterbricht die Verbindung, du hältst das Handy von dir weg und siehst es an. Dein Daumen zittert, als du es ausstellst. Für eine Minute sitzt du einfach nur reglos auf dem

Beifahrersitz, dann greifst du nach hinten und ziehst Miriams Schultertasche nach vorn.

Elf Brieftaschen, etliche Schlüsselbunde, drei Handys und eine Handvoll Kreditkarten. Eine der Brieftaschen gehört Konrad, du hast sie ihm letztes Weihnachten geschenkt. Du öffnest die anderen Brieftaschen, um dir die Ausweise anzusehen. Felix erkennst du ohne Probleme, auch die Frau, mit der er auf der Party war. Die Photos verraten dir nichts über die Gäste, die Visitenkarten um so mehr. Ärzte, Reporter, eine Maklerin und eine Frau namens Renate Kohlmeier-Teck, Geschäftsführerin von Evelin Brandt, Berlin Charlottenburg.

Du siehst auf.

Das Licht in der Bäckerei ist wieder angegangen, Miriam verläßt das Geschäft mit einer Plastiktüte. Sie spricht kurz mit dem Mann, er reibt seine Arme, als würde er frieren, Miriam lacht, ihre Stimmen sind dumpf zu hören. Hastig verstaust du alles wieder in Miriams Schultertasche und wirfst sie auf den Rücksitz.

– Danke, sagt Miriam, als du die Tüte entgegennimmst.

– Frische Bagels, sagt sie, Dazu Kaffee und ein paar Kekse, ich hoffe, du hast Appetit.

Sie steigt ein, holt einen Kaffeebecher aus der Tüte und reicht ihn dir. Du nimmst den Plastikdeckel ab, atmest den Geruch tief ein. Die Oberfläche zittert, du hast deine Hände nicht unter Kontrolle und stellst den Becher auf die Ablage. Miriam reicht dir einen Bagel.

– Mein Onkel ist ein sehr guter Freund vom Besitzer, erklärt sie, Ich habe dort als Kind jeden Morgen Bagels geholt. Da drin hat sich nichts verändert, stell dir das mal vor.

Sie fischt einen zweiten Bagel aus der Tüte und beißt hinein.

– Mhm, tut das gut.

Beim zweiten Bissen sieht sie dich an.

– Alles okay? Du ißt ja gar nicht.

– Holger hat angerufen, sagst du.

– Oh, Probleme?

Ihre Augen sind ganz klar, als sie das sagt. Nicht überrascht, nicht erschrocken, einfach klar und abwartend.

– Er ... er meint, du bist entlassen.

Miriam blinzelt, dann atmet sie tief durch und sagt:

– Er war mir eh unsympathisch. Oder dachtest du, ich mochte den Typen?

– Du hast gesagt, er ist –

– Habe ich das?

Ihr seht euch an. Sie hat nie gesagt, er wäre ihr Bruder. Sie hat es nur so klingen lassen. Als ob. Du weißt ja, wie Brüder sind. Mehr nicht. Du siehst sie an. Dabei könnte alles anders sein. Miriam könnte sagen:

– Alles okay? Du ißt ja gar nicht.

Und du könntest antworten:

– Holger hat angerufen.

– Oh, Probleme?

Und dabei könnten ihre Augen schmal und wütend werden. Du könntest ihre Hand mit dem Bagel zittern sehen und beobachten, wie sie die freie Hand zur Faust ballt. Jedes weitere Wort könnte dazu führen, daß dich diese Faust schlägt.

– Du hast gelogen, könntest du sagen.

Und Miriam könnte zuschlagen. Mehr würde nicht geschehen. Dabei könnte alles anders sein. Miriam könnte sagen:

– Alles okay? Du ißt ja gar nicht.

Und du könntest antworten:

– Warum hast du all die Kreditkarten und Ausweise in deiner Tasche? Wie konntest du mir die ganze Zeit nur vorspielen, jemand anderes zu sein? Wie nur?

Und Miriam würde dich ansehen und dann die Tür öffnen und aussteigen und in der Nacht verschwinden, und du würdest sie nie mehr wiedersehen und ein Taxi nach Hause nehmen und vom Vakuum verschluckt werden.

– Alles okay? Du ißt ja gar nicht.

– Holger hat angerufen, sagst du.

– Oh, Probleme?

Miriam nimmt einen Schluck von ihrem Kaffee und seufzt zufrieden.

– Nein, sagst du, Er hat dir grünes Licht gegeben.

– Grünes Licht ist gut, wenn er wüßte, was wir beide für einen Spaß haben, würde er vor Neid erblassen.

Miriam lacht, und du willst sie in den Arm nehmen, sie mit Bagelstücken füttern und fragen, wie sie in diese Welt geraten ist, wie es ihr nur gelingen konnte, so weit zu kommen.

– Ich habe nachgedacht, sagst du statt dessen, Ich glaube, ich würde jetzt auch mal gerne fahren. Ich möchte spüren, wie das so ist. Aber laß uns erst den Kaffee trinken, ja? Ist der mit Zimt?

Miriam nickt. Du beißt vom Zimtbagel ab, schmeckst die noch heißen Rosinen im Teig, spürst den Hunger als eine Welle durch deinen Magen wandern.

– Lecker, was? sagt Miriam.

Du siehst sie an und nickst. Lecker.

Nachdem ihr gegessen habt, steigt ihr aus, um die Plätze zu tauschen. Ihr geht um die Vorderseite des Rovers herum, eure Arme berühren sich dabei kurz, dann steigt ihr wieder ein und laßt das Schließen der zwei Türen klingen, als wäre es nur eine.

– Neue Musik?

– Okay.

Miriam durchsucht das Handschuhfach und legt eine neue CD ein. Vorsichtig setzt du den Rover in Bewegung.

– Keine Angst, sagt Miriam, Der liegt sicher auf der Straße, du kannst ruhig mehr Gas geben.

Du gibst mehr Gas, spürst, wie du angenehm in den Sitz gedrückt wirst.

Eine Frauenstimme flüstert aus den Boxen It's getting late, danach setzt ein warmer Soul ein, der auf deinen Kopf den gleichen Effekt hat wie der Bagel auf deinen Magen. Du stellst die

Musik lauter, Miriam streift ihre Stiefel ab und zieht die Beine unter ihren Hintern. Sie lehnt sich an die Tür und schließt die Augen.

– Wohin geht es? fragt sie.

– Laß dich überraschen, ist deine Antwort.

Du weißt nicht, wohin es geht. Das ist auch nicht die Frage. Du weißt, daß es irgendwohin geht. Das ist die Antwort. Das Ziel, denkst du, hat keine Bedeutung, es geht darum, in Bewegung zu sein. Gut. Der Kompaß über dem Rückspiegel zeigt Süden, das Licht des anbrechenden Tages erinnert dich an eine Photographie, die du einmal gesehen hast. Es war eine Unterwasseraufnahme aus der Antarktis. Der Photograph muß unter eine Eisscholle getaucht sein. Da waren eingeschlossene Luftblasen, und da war ein Licht, das aus einer anderen Welt zu stammen schien. Die Welt da drinnen, die Welt da draußen. Für einen Moment willst du Miriam bitten, die Augen zu öffnen und zu sehen, was du siehst. Siehst du das Licht? möchtest du fragen, So ist es in mir drin. Aber deine Hände bleiben auf dem Lenkrad, und du beißt dir vor Nervosität auf die Unterlippe.

Draußen wird es heller, die Reifen summen auf dem Asphalt. Es ist ein gutes Gefühl, wenn das Licht sich verändert und der Morgen kommt. Ein wenig wie das Prickeln in den Händen, wenn der Schnee schmilzt und nur Wasser zurückbleibt. Eine Rückkehr von Wärme.

Berlin – Sofia – Berlin

Nicol Ljubic
Mohammad Aref
Radek Knapp
Selim Özdoğan
Catalin Dorian Florescu
Zoran Drvenkar

Tzveta Sofronieva

Richard Duraj
Jefferson S. Chase
Natascha Wodin

Marijan sammelte Beutelreste, halbabgebrannte Zigaretten, Plastikflaschen, Steine, bunte Einwegeislöffelchen, Glasscherben und verlorene Hundeleinen. Das Spielen mit Marijan war aufregend wie mit keinem anderen. Er kletterte auf das Klettergerüst in Form eines Globus, als leitete er eine Nordpolexpedition. Nur er durfte so hoch klettern, da er allein war und keiner herummeckern konnte. Großmutter war entsetzt. Sie wollte Alexandra davon abhalten, aber die Mutter erlaubte es, und die Kinder zogen sich mehrere blaue Flecken zu. Marijan war sechs Jahre alt, konnte das aber nicht sagen, nur zeigen, sah auch eher kleiner aus. Er war geschmeidig und belustigend. Die Kinder verabredeten sich jeden Tag wieder. Diese Bekanntschaft machte das fünfjährige Mädchen mutig, es wollte allein nach draußen, denn der Junge hatte erzählt, er gehe manchmal sogar nachts alleine aus. Einmal blieb sie bei Marijan zum Spielen, um kurz danach ohne Erwachsene die große Straße zu überqueren und nach Hause zu kommen. Sie schleppte auch Schätze von Marijans Sammlung ins Schlafzimmer. Daniela nahm es gelassen, ihre Tochter brauche eben Bewegung und Freundschaft. Großmutter Rada war verärgert über die Berliner Erziehung. Ihre Enkelin solle mit den anderen, mit den bulgarischen Kindern am Spielplatz zu tun haben und nicht mit diesem Zigeunerchen, das immer vor Dreck stand und sich Unsinn ausdachte. Großmutter Rada versäumte

es nie, wenn sie ohne die Mutter ausgingen, dem Mädchen die schönsten Kleider anzuziehen, ruhige Spiele zu unterstützen und Marijan fernzuhalten. „Nicht im Sand sitzen, da machst du dich schmutzig, Schätzchen. Paß auf, so hoch klettern ist gefährlich. Wirf das weg, diese Scherbe schneidet dir in die Finger ...“, rief besorgt die Großmutter von der Bank, glücklich, eine um die Wohlerzogenheit ihrer Kinder und Enkelkinder bemühte Bulgarin zu sein. Das half wenig, und mit der Zeit gewöhnte sich sogar die Großmutter an die Freundschaft. Sie versuchte die Kontrolle zu behalten, indem sie die beiden Kinder nah bei ihr im Garten spielen ließ.

Marijan sang russische Lieder. Alexandra – englische. Am Anfang verwechselte Rada seine Lieder mit Zigeunerliedern und die Lieder des Mädchens – mit deutschen. Im Laufe der Zeit, als sie öfter die Kinderstimmen hörte, fiel ihr ein, daß es falsch gewesen war, was sie über die Lieder dachte. Marijan sang „Kalinka maja“ und „Otschi tschernie“, die Enkeltochter „Head, shoulders, knees and toes“ und „Jingle bells“. Rada fand das merkwürdig, irgendwie unpassend, und nahm sich vor, wenn sie schon keine Zigeuner- und deutschen Lieder konnte, wenigstens den Kindern bulgarische Lieder beizubringen. Sie kochte den beiden Banitschki, schnitt ihnen Wassermelone und nutzte die kurze Ruhe nach dem Essen, um ihnen vorzusingen. Sie sang über ein Häschen, das ein Reh traf, mit ihm spielte, sich verspätete und nur mit der Hilfe eines Glühwürmchens nach Hause fand, über den schönen Wald, der die Sehnsucht weckt und der im Herzen nie verlassen werden kann, über neue Hosen, deren Taschen voller Nüsse, Süßigkeiten und Münzen sind, und über alte Omas, die man sich nicht als kleine Mädchen vorstellen kann. Die Kinder wiederholten die Verse und Melodien mit Begeisterung, froh, etwas gemeinsam singen zu können. Sie hatten in Großvaters Werkstatt ein Rohr aus Pappe gefunden, wahrscheinlich die frühere Verpackung eines Gestells, auf jeden Fall

ziemlich groß und stabil und nicht zu schwer. Alexandra spielte damit mit Marijan „Telefonieren“ und sang dabei die neuen Lieder wirklich laut. Marijan antwortete noch lauter, und dieser Chor der beiden vertrieb etliche Tiere in der Nähe des Gartens: Gänse, Katzen, Ziegen, Pferde und den Hund, alle verzogen sich in Nachbars Garten. Rada wäre ein beschauliches Singen bei der Schaukel oder der Gartenbank lieber gewesen, aber im stillen genoß sie es doch.

Marijan rannte gern, und Alexandra rannte gern. Wirklich schnelles Rennen, das nur auf den Straßen des Dorfes möglich war. Keine Autos, nicht einmal Kutschen, und keine Erwachsenen mit schrillen Verboten. Marijan trieb sich überall im Dorf herum. Man konnte ihn am Dorfplatz sowie draußen beim See finden, aber am häufigsten doch im Garten des Mädchens. Die Kinder im Dorf spielten nicht mit Marijan, er war stärker, schlauer und abenteuerlustiger als alle anderen, sie beneideten ihn heimlich, wollten mit ihm etwas Besonderes anstellen, trauten sich aber nicht, sich mit dem Zigeuner anzufreunden. Es war wunderbar, daß das Mädchen immer wieder im Urlaub ins Dorf kam. Rada allerdings vermochte lediglich den Jungen zu akzeptieren – sie erlaubte dem Mädchen nicht, im Hof von Marijans Familie zu spielen.

Es war schmutzig dort, sehr schmutzig, gefährlich auch. Eine Kuh wohnte im Garten, der voll von ihren Hinterlassenschaften war, eine Freude für die Fliegen, die sich hier gern aufhielten, denn es gab keine Fliegennetze zur Küche, und das Plumpsklo lag nah am Haus. Es gab im Dorf in dieser Sommerhitze nur jeden dritten Tag Wasser. Die Gänse badeten in einem Schlammloch, das früher vielleicht Teil des nahegelegenen Flusses gewesen war, eines Flusses, der vor Jahren so mächtig floß, daß man sich berechtigt fühlte, Schutt und anderen Hausmüll hineinzukippen, damit er die Erde der Gärten nicht mitnahm. Dieser Fluß war jetzt ausgetrocknet, und sein Bett war die Müllkippe des Dorfes

geworden, die bis zum Haus stank an so einem heißen Tag. Der angebliche Balkon im zweiten Stock des unvollendeten Hauses, das sich schon in eine Ruine verwandelte, hatte kein Geländer, nur einen Betonabsatz in der rissigen Wand. Die Kinder liebten es, dort zu spielen, sie liebten die Gefahr. Sie liebten das neugeborene Kälbchen, das eingezäunt wurde, bis es älter würde und zur Mama durfte, und die Kuh, die die Familie ernährte, nicht nur ihr Kälbchen. Frühmorgens gingen Großvater Jordan und Alexandra zu einer alten Tante am Ende des Dorfes, um Milch zu holen. Tante Mira mit dem blinden Sohn war nach Auffassung der Großeltern eine gescheite Frau, denn sie teilte das Wasser gut auf für die drei Tage, und ihre Kuh hatte ein sauberes Euter. Sie gingen an Marijans Zaun vorbei und an dem Kälbchen. Das Mädchen durfte es streicheln, danach Großmutter davon erzählen und sich die Hände vor dem Frühstück gründlich waschen. Im Haus des Mädchens gab es immer Wasser aus einem Brunnen. Rada lehnte die von Marijans Familie angebotene Milch ab.

Marijan paßte den Eltern nicht, denn er war anders. Den Eltern paßte es nicht, daß er ihre Kinder anzog, er war, was die Kinder insgeheim sein wollten. Seine funkelnden Augen paßten den Eltern nicht, seine ausgefallenen Ideen, sein wildes Toben und seine Würde. Marijan war einsam, weil er das einzige Zigeunerkind in der Umgebung und den meisten Familien nicht willkommen war. Das bekümmerte seine Großmutter nicht. Sie war eine erfahrene Reisende, in Rußland geboren und als Gastarbeiterin in die Stahlfabrik in die Nähe von Sofia gekommen, hatte dort ihren Mann kennengelernt und war geblieben. Es war ihr eigentlich egal, wo sie blieb. Sehnsucht hatte für sie nichts mit dem Ort, den sie bewohnte, zu tun. Diese Sehnsucht nach Geborgenheit, nach den Gerüchen des Feuers, des Grases, des Schlammes, die sie einmal gekannt hatte. Sie war nie einsam, denn sie hatte Lieder über die Liebe, und mit ihnen konnte sie nie einsam sein. Sie brauchte nur eine Leidenschaft: die in ihrem Inneren. Eine, die

sie, weil sie das Herz im Munde hatte, in Liedern immer wieder erleben konnte. Marijans Großmutter sang den ganzen Tag lang und in die Nacht hinein. Manchmal sang sie tief und laut, bei Dämmerung, während sie sitzend arbeitete und auf das Hereinbrechen der Nacht wartete. Sonst sang sie fröhlich. „Ich weiß, wie man sich vor Leuten zeigt“, sagte sie, als ihr Marijan von der Geburtstagseinladung des Mädchens erzählte. „Du wirst ein sauberes Hemd haben und ein Geschenk, selbst wenn ich zu Fuß in die Stadt gehen muß, um Wasser und Pralinen zu kaufen.“ Sie meinte es ernst, und Gott schenkte ihr eine ganze Stunde Regen. Sie bekam die Wäsche sauber, badete den Jungen und entschied sich, Kekse im Dorfladen zu kaufen und sich die fünfzehn Kilometer Fußweg in die Stadt zu sparen.

Alexandra freute sich, daß ihr Geburtstag in Bulgarien gefeiert wurde. So konnte sie Marijan einladen. Er kannte „Topfschlagen“ nicht. Das konnte sie ihm zeigen, um seine Augen ein Tuch binden und ihn führen.

„Oma ist sauer auf mich, Mama. Ihre Augenbrauen sind wie mit Wäscheklammern zusammengekniffen“, jammerte die Kleine. Rada war tatsächlich aufgeregt und hatte trostlose, trotzige Augen. „Alles wegen Marijan. Er wollte auf dem Giraffengerüst Erster sein, aber ich war Erster, und er hat mich angespuckt, und ich ihn auch, und er wieder ...“ „Oh, oh! Klar war Großmutter aufgeregt, wir sollen nicht spucken, wir haben Worte, um unseren Ärger auszudrücken.“ „Er hat angefangen. Oma ist sauer, sie sagt, daß ich wie ein Zigeuner aussehe.“ „Wie kommt sie darauf?“ „Oma sagt das immer, wenn ich schmutzig bin und spucke.“ „Das Spucken kommentiere ich nicht mehr.“

Daniela nahm ein Paar Socken vom Bad zum Aufhängen auf den Balkon und sagte im Vorbeigehen in die Küchenluft hin: „Gestern ist eine Gebärende auf der Straße vor dem Krankenhaus gestorben, weil sie Zigeunerin war, Läuse hatte und deswegen nicht zur Entbindung aufgenommen wurde. Es wird wahrschein-

lich in den Spätnachrichten wiederholt.“ Die Küchenluft explodierte, unzählige unsichtbare Wäscheklammern flogen herum und folgten Daniela bis zum Balkon, leider ohne ihr bei den gewaschenen Socken behilflich zu sein. „Hör bloß auf! Ich bin doch nicht dafür verantwortlich, daß jemand stirbt. Dich hätten sie heutzutage auch auf der Straße gelassen, wenn du denen kein Geld gibst. Und Zigeuner sind meistens dreckig, dieser Junge sowieso.“ „Ach, Mutter!“ seufzte die junge Frau mit noch nassen Händen nach dem Wäscheaufhängen. „Sage ich etwas gegen die Armenier?“ fuhr Rada fort. „Stolze, ordentliche Menschen, sanft, künstlerisch begabt. Oder schau dir die Juden an. Dein bester Spielkamerad in der Schule war jüdisch. Was für ein toller Junge. Aus bester Familie! Das ist ein Volk zum Bewundern! Kluge, clevere Leute, man lernt nur Gescheites von denen. Aber Zigeuner, die ihre Pferde in die Küche bringen! Wie soll das gut werden!“ „Mutter, sie heiratet ihn nicht, sie spielt. Und du, hättest du der gebärenden Zigeunerin nicht geholfen?“ „Ach, du weißt schon ... Schade um die Frau. Diese Schufte, angebliche Mediziner!“ „Mama, bitte, rede nicht mehr schlecht über Marijan, bitte ...“ „Aber er ist tatsächlich immer so schmutzig!“

„Am meisten hänge ich an den Mineralquellen“, sagte Jordan Jordanov Junior und trank eine Mischung aus ausgedrückter Zitrone, selbsterzeugtem Honig und Mineralwasser einer der besagten Quellen. „Mal Gorna Banja, mal Knjazhevo, mal Zentralna Banja, mal was anderes – immer wieder Wasser pur, reine Sinnesbefreiung, echter Genuß. Warm und voller Geschmack! Was wäre ich für ein Mensch ohne die Quellen Serdikas, in einer anderen Hauptstadt?“ Er saß selbstzufrieden in seinem abgenutzten Sessel in einer schon lange renovierungsbedürftigen Wohnung, deren Badezimmerdecke mit Schimmel überzogen war. Über den schwarzen, schwer wirkenden Ledermöbeln im Jugendzimmer hingen Pornokalender, aus denen Nackte den Reichtum des Sohns des Besitzers bewunderten. Denn Jordan

Jordanov Junior war nicht nur ein Mineralquellenfän. Er war ein Besitzer. Er kaufte mit jedem Geldstück, das je in seiner Hände kam, Wohnungen. Alles zum Essen produzierte er nach Feierabend selbst im Dorf der Eltern, oder genauer gesagt, nur was er dort produzierte, gab es zu essen. Das Geld – Gehalt zweier Akademiker mit beneidenswerter Position und dem zehnfachen Monatsverdienst eines Lehrers – wurde in Immobilien umgesetzt, die seinen Sohn, den dritten Jordan, reich machen sollten.

„Gib etwas Cola aus, Sohn. Mineralwasser trinken wir jeden Tag, und dich besuchen wir selten.“ Jordan Senior hatte Alexandra auf dem Schoß. Daniela war gespannt, ob ihre Tochter die Honig-Mischung des Onkels mögen würde. Sie selbst trank gegen ihren Willen, um den Bruder nicht zu beleidigen. Auf jeden Fall besser als Coca-Cola. Sie tat so, als ob sie die Bemerkung des Bruders über die Geborgenheit der eigenen Stadt überhört hätte.

Jordan Juniors Frau, Milena, mochte die heftigen Diskussionen in der angeheirateten Familie nicht, und noch weniger gefielen ihr die ewigen Wiederholungen dieser Diskussionen mit ihrem vorhersagbaren Ablauf und Ende. Sie erzählte gerade ihrer Schwiegermutter die Neuigkeiten vom Büro einer deutschen Touristenfirma, wohin sie ihre hervorragenden Sprachkenntnisse und Organisationsfähigkeiten gebracht hatten. Sie war über die Arroganz ihres Chefs empört. Er messe jeden Ort an seinen Gärten und Friedhöfen, überzeugt, daß sie die ganze Beziehung des Volkes zur Ästhetik und zur Geschichte enthalten, und litt nach der Versetzung von Norwegen nach Bulgarien: „Hohes Gras, sterbende Rosen, überall schreiende Kinder, streunende Hunde, Dreck, Verlassenheit – nicht zu fassen! Barbaren, die einige Generationen brauchen, um im Westen anzukommen!“ Er habe sich außerdem beruhigt über den Einfluß der Mafia in Bulgarien geäußert, hätte behauptet, obwohl es mehr als eine Mafia gäbe, wäre es kein Problem, denn inzwischen wären die Bereiche zwischen den Gruppierungen aufgeteilt.

„Bereichern, nur sich selber bereichern! Sie denken an nichts anderes, diese neuen Herrscher. Die Ausländer helfen denen dazu. Und nur Gelaber über Demokratie. Als ob etwas sie unterscheiden würde von den alten“, nörgelte Jordan Senior vor sich hin. „Schlimmer als die Totalitaristen!“ bestätigte ihn Rada laut. Diesmal hielt es Daniela nicht aus und meldete sich: „Na ja, man soll es nicht so schwarzsehen, es wird doch immer etwas besser, oder?“ „Du siehst alles nur von Berlin aus. Aber wir hätten ohne deine Hilfe hungern müssen und keine Blutuntersuchung bezahlen können. Heizen können wir auch so nicht.“

„Was sind Totalitaristen, Mama?“ fragte Alexandra zwischen zweimal Würfeln; sie spielte mit Jordan dem Dritten und mit der Großmutter „Mensch, ärgere dich nicht“. „Totalitaristen meinen, alles bestimmen zu dürfen, und alle Menschen, die anders denken, bringen sie um. Sie herrschten, als ich klein war, und haben eine Mauer gebaut. Du würdest dann nicht in Westberlin leben“, so der Cousin. „Eine Mauer? Könntet ihr doch drüberklettern!“ „Dann wurde geschossen.“ „Geschossen?“ „Ja, und Totalitaristen, die herrschten, als Oma klein war, haben Zäune gebaut und wenn sie jetzt an der Macht wären, würden sie deinen Marijan hinter diesen Zäunen verbrennen.“ „Marijan?!“

„Ach, laß uns jetzt spielen, Jordan“, ärgerte sich Rada. „Was habe ich denn gemacht, Omi?“

„Kann Marijan mich in Berlin besuchen, Mama?“ „Ja, Liebes, aber ich weiß nicht, ob er bald kommen kann, es ist sehr weit.“

„Mit BALKAN, wie wir, näh? Ihr kauft ihm eine Flugkarte Berlin – Sofia – Berlin.“

„Du meinst Sofia – Berlin – Sofia“, unterstrich Jordan der Dritte.

„Fliegen ist teuer, Alexandra“, mischte sich Rada ein. „Und er hat kein Visum zum Einreisen.“ „Was ist ein Visum, Mama?“

Daniela fühlte sich so, als ob sie etwas wieder gutmachen müsse: „Er wird schon eins bekommen.“ Jordan Junior verkniff sich eine Grimasse des Abscheus: „Von wegen!“

Die Bemerkung ihres Mannes erinnerte Milena an das Gespräch im Büro. Was sie wirklich gekränkt hatte, hatte sie der Familie eben nicht erzählt. Die Phrasen, die ihr Chef zu einem Besucher aus Deutschland gesagt hatte, gingen ihr durch den Kopf: „Ich mache dir gern einen Cappuccino selbst, denn die Sekretärin ist nicht geduldig genug, um auf das Schäumen zu warten.“ „Ist sie Ossi?“ „Bulgarin, das ist viel billiger. Ich nehme Quellwasser aus dem Rilagebirge. Das kann mit italienischen und französischen Marken konkurrieren.“

Milena schätzte ihren Chef. Sie entwickelten die Projekte zusammen, und die Mischung aus seiner Kenntnis der Welt und ihrer des bulgarischen Marktes versprachen der Firma eine gute Zukunft. Milena hätte sich nie vorstellen können, daß ihre Ausbildung mit Promotion und ihre gut bezahlte Mitarbeit mit „billiger Sekretärin“ bezeichnet werden könnten.

Daniela genoß den Sommer in Bulgarien. Sie freute sich, daß Alexandra bulgarisch sprach und in das Leben der Großfamilie voll eintauchen konnte. Daniela und ihr Mann, Georgi, lebten schon lange in Berlin. Gleich nach der Wende bekam er eine Stelle als Biologe in einer großen pharmazeutischen Firma und wurde dort seßhaft. Georgis Mutter Thekla stammte aus der Prignitz, die Liebe und die Sonne haben sie bis zum Balkengebirge geführt, wo auch Georgi geboren war. Georgis Eltern lebten immer noch in Bulgarien, aber Georgi freute sich über die Möglichkeiten, die ihm der deutsche Paß nach der Wende gab. Er mochte Berlin, die Größe der Stadt, die Anonymität. Daniela bevorzugte es, in ihrer Heimatstadt zu sein und den benachbarten Dörfern. Sie traf in Berlin kaum Menschen, und die wenigen, die sie traf, meistens in Supermärkten und auf Spielplätzen, kamen ihr sehr karg und zurückgezogen vor. All diese Jahre betrachtete sie ihre Zeit in Berlin als bequeme Situation ohne Bedeutung, der die leidenschaftlichen Sommertage in Bulgarien folgten. Mit der Zeit hinterließ Berlin in ihr doch Spuren. Keiner

konnte sie benennen. Daniela dachte oft daran, daß sie eher mit dem Lebensstandard als mit der Fremde zu tun hatten, keiner würde ihr das abnehmen. Auf jeden Fall war es deutlich zu merken, daß Daniela und Georgi immer spöttischer gegenüber Jordan Junior wurden. Daniela tat es leid, aber sie konnte es nicht lassen. Ihr Bruder war ihr immer näher gewesen als die viel jüngere Schwester. Sarah war sehr ehrgeizig, sehr extrovertiert, in die Welt hinaus schauend. Jordan und Daniela teilten sich die Liebe für unauffällige Steine im Garten, für die winzigen Blumen auf dem Weg zum Nachbarhaus, für die Glühwürmchen am Abend. Die neue Zeit hatte Jordan Junior mehr beeinflußt als den Rest der Familie. Sein euphorischer Wunsch, nach der Wende in Bulgarien zu bleiben und die Heimat aufzubauen, endete mit viel Frust über die wechselnden Regierungen. Er behielt seinen Wunsch in Form von Trotz und fing an, sich mit seinen in Berlin lebenden Schwestern zu messen, besonders mit Daniela. Sarah war für sein Selbstwertgefühl schon immer weniger bedeutend. Dazu war Sarah nicht wirklich in Berlin. Sie hatte sich einen Raum dazwischen gefunden, reiste als Journalistin in Europa hin und her, eher in Berlin, aber nicht weniger oft in Sofia lebend. Ganz natürlich und diesem Leben entsprechend empfand die Familie ihre Beziehung mit Lasclo, einem Ungarn. Daniela mochte Lasclo, er wirkte oft verträumt und lächelte wärmend, hatte sehr weiße Haut und sehr dunkle Augen, und irgendwie paßte er rein äußerlich zu der Schwester mit seiner dünnen, mittelgroßen Gestalt.

Sarah machte in Sofia gerade ihren obligatorischen Besuch, der zugleich ihr liebster war. Bei ihrer alten Professorin für Logik und Kulturgeschichte, mittlerweile ihrer besten Freundin. Professorin Isakova war vor kurzem bei einem Kongreß in Berlin gewesen, leider ohne ihre junge Freundin zu treffen. „Schade, daß du gerade in Budapest warst, Sarah, aber ich habe mir Berlin auch ohne dich angeguckt. Eine graue Stadt. Sogar die neuen

Bauten zeigen kaum Ästhetik. Und die Menschen laufen dort ziemlich häßlich herum. Ohne jegliche Spur von Geschmack! Wie Roboter mit Berufsbekleidung. Hitler muß es leicht gehabt haben, sie marschieren zu lassen. Es ist für dich sicherlich grausam, dort zu leben. Mir hat die Woche gereicht! Einige Tage länger, und ich hätte Depressionen gekriegt.“ Sie redete, während sie Kaffee nach türkischer Art am Herd kochte. „Das ist nicht das Schlimmste“, erwiderte Sarah, „viel schlimmer ist, daß sie das Leben nicht genießen. Keiner flirtet. Wenn ich jemanden anlächle, einfach so mit den Augen, denken sie, ich wolle etwas von ihnen. Daß man einander, auch ohne sich zu kennen und voneinander etwas zu wollen, mit Blicken oder Gesten zugestehen kann: Du bist schön, hast eine angenehme Ausstrahlung, ich wünsche dir noch einen guten Tag, das scheinen die Ärmsten nicht zu kennen. Sex wie Dusche vor dem Schlafengehen – sie duschen sonst morgens, um für den Arbeitskollegen gut zu riechen – und das war es. Geschlechtslose Gesellschaft.“ „Na, das geht dich nichts an, glücklicherweise. Willst du Zucker?“ „Nein, danke, einen Keks nehme ich aber gern. Ich fahre oft nach Budapest, manchmal kommt Lasclo zu mir, aber es ist auch von Berlin weit.“ „Und schaffst du es, zwischen dem Geliebten und Berichterstattungen ein wenig für die Promotion zu forschen?“ Die Sonne spiegelte sich im kupfernen Kaffeetöpfchen und den glänzenden bräunlichen Tassen, aus denen es nach mit Roggen gemischtem Arabica-Mokka roch. Es war ein wunderbarer Geruch in den Tag hinein.

Sarah genoß es, zwischen den beiden Städten zu pendeln. Als sie klein war, bedeutete Berlin für sie die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin gleich Ge De Re, wie damals auf Bulgarisch Ostdeutschland genannt wurde. Berlin war Osten, und wenn man den Westen Berlins meinte, war das nicht mehr Berlin, sondern Westberlin. Sapaden Berlin, wie es schön auf Bulgarisch klang, befand sich in der Reihe der Städte auf einem

ganz anderen Platz als Berlin, rein alphabetisch geordnet. Berlin war mehr Osten als Moskau. Moskau war Rußland, etwas ohnehin zu Merkwürdiges, um Ostblock zu sein, Bukarest war eher China, Jugoslawien und Polen waren hin und her hüpfende Wesen, Prag und Budapest blieben mitteleuropäisch. Die einzige Konkurrenz Berlins im Ostsein war Kuba, komischerweise nicht Havanna, das lateinamerikanisch blieb, sondern Kuba als Kuba ohne Stadt darin. Es gab also ein Land, Kuba, und eine Stadt, Berlin, die den Ostblock vertraten.

Sarahs erster Besuch in Berlin dauerte zwei Stunden. Es war im August auf dem Weg an die Ostsee. Sie mußte von Sofia nach Rostock dort umsteigen. Sie fuhr zum Alex, schaute sich den Fernsehturm und den Neptunbrunnen an, kaufte sich vom Zwangsumtausch ein senffarbenes Handtuch, das immer noch als Lappen in Gebrauch war, und ein Paar Salamander-Schuhe (westliche Schuhe im Osten, wie erstaunlich!) in der Kaufhalle und sah sich die Passanten an, die sehr diesem Hauptstadtplatz ähnelten.

Sarahs erster Besuch Westberlins fand nicht statt. Auf dem Weg zurück nach Hause flog sie über Schönefeld. Sie hatte sich nach einer Behördenodyssee ein Visum für BRD Berlin West besorgt und wollte in den drei Stunden zwischen den Flügen hinauf. In Schönefeld erfuhr sie, wie naiv diese Idee war, und trauerte so sehr, daß sie aus der Transithalle erst gar nicht hinausging. Ihr erster richtiger Besuch Westberlins einige Jahre später fing aber doch am Flughafen Schönefeld an. Sie fuhr mit der S-Bahn bis Friedrichstraße, stieg in die U-Bahn bis Kurfürstendamm, landete in einer Pension an der Fasanenstraße, die nicht weit vom Hotel Kempinski lag, und zog drei Tage später den gleichen Weg zurück. Frauen aus ganz Europa waren von einer grünen Senatorin eingeladen, um sich politisch auszutauschen. In Sofia gab es gerade damals – es muß 1990 gewesen sein – Stromrationierung: Zwei Stunden lang gab es Strom, zwei Stunden nicht. Sarah schrieb oft bei Kerzenlicht, und die Ker-

zen waren knapp. Die vielen Lichter des Kempinski faszinierten sie. Diese Verschwendung des Lichts, die vielen Kerzen auf den Tischen des Restaurants könnte man uns spenden, dachte sie, meine Arbeit ginge dann schneller voran. Das Frauentreffen erwies sich als sinnlos – es schien Sarah, daß die Ideen des Feminismus und der Frauenprobleme im Osten und im Westen Europas so weit auseinandergingen, daß sie sich um nichts auf der Welt je treffen könnten. Die gebrochene Kirche aber prägte sich in ihrem Inneren ein als Symbol einer Stadt, die auch die ihre sein könnte.

Berlin – Ost, versteht sich – blieb nach der Wende für sie genau so uninteressant wie vor der Wende. In der Nähe des Checkpoint Charlie befand und befindet sich immer noch die Bulgarische Botschaft in Berlin. Sarah sollte kurz dahin und deswegen die ehemalige Grenze überqueren, was sie lange bewußt vermieden hatte. Es war ein merkwürdiges Gefühl, denn es gab dort keine Reste der Mauer. Warum, fragte sie sich. Diese Eile, dem Unausweichlichen auszuweichen. Ihre Westberliner Freunde waren genervt: Es gebe keinen Grund mehr, die Mauer zu sehen, es ist eine Stadt. Sarah dachte, sie haben keine Ahnung, denn West oder Ost war für die Deutschen, rein sprachlich gesehen, nur als Anhang dazugetan. Die Alphabete und die Ordnung der Mißverständnisse, dachte sie damals, und es war im Café Adler auf der westlichen Seite des Checkpoint Charlie, wo sie sich mit einem Milchkaffee beruhigte.

Aber die Stadt wuchs auch für Sarah langsam zusammen. Sie beobachtete, wie Münchener und Charlottenburger nach Prenzlauer Berg zogen, Kölner und Wilmersdorfer nach Mitte, Bonner und Schöneberger nach Köpenick, Hamburger und Neuköllner nach Friedrichshain, Frankfurter und Steglitzer nach Kleinmachnow, Dortmunder und Spandauer nach Falkensee. Sie spürte, wie die Stadt sich immer mehr aufregte. Sie staunte, wie Neuberliner mit gutgefüllten Portemonnaies und wenig Aufgaben vor den Nasen der enttäuschten Touristen die Stadtführungen

besonderer Art ausbuchten: Berlin literarisch, auf den Spuren der Diaspora usw. Gleichzeitig erkundeten viele Ostberliner die westdeutschen Länder, und insgesamt blieb in Berlin mehr Platz für Ausländer, die keinen Schrecken bekamen und die Stadt weiter eroberten. Sarah empfand das ganze als ein großes Durcheinander, „един напън за нещо, което никой не го знаеше какво е“, was etwa „ein sinnloses Streben nach etwas, von dem niemand wußte, was es ist“ bedeutet.

Es fiel Sarah immer schwer, über Berlin in Bulgarien zu erzählen, und heute noch mehr, nachdem sie den ganzen Tag Übersetzungen machen mußte. Das obligatorische Essen mit den Kollegen konnte sie nicht absagen, also landete sie im Kaminkeller eines vor einigen Jahren eröffneten Lokals, beliebt bei bulgarischen Regisseuren, die in Deutschland arbeiteten und selten in seinen Räumen waren. Sarah, Julian Todorov und Bo tranken Schnaps mit Tonic und aßen Schäfersalat, unterhielten sich angeregt und flirteten lachend miteinander. Sarahs Müdigkeit ließ mit jeder fröhlichen Mundwinkelbewegung nach, sie genoß sichtlich den Abend. Freundschaftliche Triaden von zwei Frauen und einem Mann waren etwas weithin Verständlicheres in dieser Stadt, die sich genau in der Mitte der Balkanhalbinsel befindet, als die obige Kombination. Wahrscheinlich war sie durch die Homosexualität eines der Männer zu erklären.

Julian und sie kannten sich schon lange und hatten sich gern. Daraus war nie eine Liebesbeziehung geworden, eine Art Disziplin hatte sie fern von ihm gehalten, denn sie verachtete Einmischung in die Beziehung anderer, und Julian war verheiratet, als sie ihn kennenlernte. Damals war sie selbst frei und der alte Isakow, der Gatte ihrer Freundin, fand sie erstaunlich unweiblich, weil sie sich Julian nicht nahm. Eine Frau muß sich die Männer nehmen, wenn sie einen will, meinte der alte Mann, an sein eigenes Leben denkend. Sarah dachte an sich, sie hatte ihre Prinzipien und ihre eigenen Pläne. Mit der Zeit entwickelte

sich zwischen ihr und Julian eine kollegiale Freundschaft, die andere Gefühle verdrängte und somit in sich integrierte. An diesem Abend kamen sie auch nicht hoch. Aber sie stifteten eine wunderbare Stimmung, vor allem weil Bo stets Anspielungen auf Sexuelles machte. Bo hatte momentan keine Beziehung, und das war zu spüren, da er Gier und Lust ausstrahlte, Suche signalisierte. Sarah erkannte es an seinen Bemerkungen über die Kellnerin und das Essen, über Julian und sie, und vor allem über den vergangenen Tag, über die Schwierigkeiten der Arbeit, die alle drei hinter sich hatten und die sie ermüdet und beschwipst hatte. Bos Lebenslust und vor allem seine Fähigkeit, das Leben ohne Verzicht auf Leidenschaft zu meistern, war ansteckend.

Bo, der eigentlich offiziell Boris Ivanov hieß, war Direktor eines der besten Theater Bulgariens sowie des einzig guten Festivals des Landes, das er zusammen mit Julian organisierte. Die Übung der beiden im Entspannen nach einem harten Tag war deutlich zu spüren. Die Kellnerin bemühte sich, Sarahs Wünsche nach weniger Knoblauch in den gebratenen Zucchini zu erfüllen. Bo und Julian nutzten die Gelegenheit aus, Einsteins Relativitätstheorie, sprachliche Begriffe und Knoblauchmengen zusammenzubringen. Sarah wurde immer freudiger, sprach auf einmal gern und sogar laut.

Daniela reiste bald nach Berlin ab, und Rada wollte ihr ein wenig selbstgemachten weißen Käse mitgeben. Sie war vertieft in das Salzen des Käses. „Hatte Mira nicht mehr Milch? Der Käse ist sähnig wie Butter geworden, aber es reicht nur für wenig.“ „Es ist eben besonders bei uns, Frau, die Kühe bekommen nur dürres Gras, falls der vom Jugoslawien-Krieg verseuchte Regen dem Gras eine Chance zum Wachsen gelassen hat. Ausschließlich Gras. Bio, was?“, grinste Jordan Senior. „Nicht meckern, wo ihr es hier so viel kühler habt als in dem Glutofen der Stadt. Ich habe wieder alte Kleider mitgebracht, um Matratzen zu machen und einige Waschmaschinenteile – sie hat den Geist aufgegeben“,

grüßte der aus der Hauptstadt kommende Jordan Junior. „Grüß dich, Söhnchen! Gib her. Ich werde die alte Wassertrommel als Behälter für Weizen benutzen. Rada und ich sind eine echte Recyclinggesellschaft.“

Jordan Junior kümmerte sich gern um seine Eltern und um den Besitz der Familie in Bulgarien.

Er war nur einmal in Berlin gewesen, und nur für einen Tag, um sich über Gasleitungen im Ostblock Seminare anzuhören. Heute beschäftigte er sich mit großen Projekten für Gastransporte in ganz Bulgarien und von Rußland nach Griechenland und in die Türkei, aber er reiste ungern. Er liebte es, sich auf dem eigenen Land bei den Eltern zu entspannen und, obwohl er sich oft über die viele Arbeit beklagte, liebte er es, die Tomaten, die Gurken und die grünen Bohnen zu gießen und sie wachsen zu sehen, die Himbeeren zu schneiden und zu ernten, die Zwetschgen zu sammeln und zu brennen. Er fühlte sich glücklich mit seiner sanften Frau und dem gutherzigen Jungen, war dankbar, einen vernünftigen Sohn zu haben, der viel im Dorf half und Veterinärmedizin studierte. Trotz des Spottes seiner Kumpel in der Schule und trotz der Förderung durch seine in Berlin lebenden Tanten wollte Jordan der Dritte in Bulgarien bleiben, während die meisten jungen Leute Pläne zum Ausreisen machten. Milena war auch sehr patriotisch, nicht zufällig setzte sie sich so erfolgreich für die Entwicklung des Tourismus in Bulgarien ein und überlegte sich gerade etwas, das es im Lande noch nicht gab: Routen für Mountainbike-Fans. Milena liebte und kannte die Schönheit Bulgariens. „Dein Land kennenlernen, um es zu lieben“, wie es schon bei dem Bergsteiger-Verband hieß, dem die ganze Familie angehörte.

Sarah war länger in Berlin beschäftigt, verdiente dadurch mehr Geld, vermißte aber ihre Freunde in Bulgarien. Mit Julian und Bo zu telefonieren brachte nichts, vor allem deshalb, weil sie immer auf die Uhr schauten, die Minuten in Geld umtauschten

und Sarah zum Beenden des Gesprächs aufforderten, obwohl sie anrief. Es war tatsächlich teuer, für ihre Freunde unbezahlbar. Die zerstörte Kommunikation nervte sie zur Tode, aber keine Argumentation half ihr: Julian und Bo schämten sich, von einer Frau finanziert zu werden, und das galt auch für das Telefonieren. Gut, daß Professor Isakova keine solchen Probleme hatte.

„Freut mich, daß du anrufst. Gibt es etwas Neues? Bei uns ist die gleiche Hitze.“ Die warme Stimme der älteren Freundin war ermutigend. „Lasclo ist zu mir gezogen.“ „Gratuliere, Sarah! Bist Du schwanger?“ „Das kann ich mir nicht erlauben. In letzter Zeit muß ich viel mehr arbeiten“, seufzte Sarah. „Er findet schon etwas, wenn er ernsthaft sucht. Mit seinen Fähigkeiten.“ Isakova war zuversichtlich. „Sie wollen sein Diplom nicht anerkennen. Es ist wie ein Witz – früher haben sie ihn ununterbrochen zu Kongressen und Seminaren eingeladen als den Herrn Doktor, sonst hätte er gar nicht diesen Schritt gewagt, und ich wäre eventuell nach Budapest gegangen“, meinte Sarah verzweifelt. „Mmm ... ein Mensch lebte bescheiden und gut, und als er sterben sollte, sagte Petrus zu ihm, er könne sich selbst aussuchen, wo er nach seinem Tod wohnen wolle. Gott gestattete ihm eine kurze Reise zum Paradies und zur Hölle, um die Entscheidung nach freiem Willen zu ermöglichen. Der Mensch verbrachte also je einen Tag im Paradies und in der Hölle, und es erschien ihm viel interessanter in der Hölle, wo alle sangen, spielten, aßen und flirteten. Er war sich aber nicht so sicher, denn er erinnerte sich gut daran, daß Dante schrieb, dort jede Hoffnung fahren lassen zu müssen. Und er fragte Petrus, ob Gott ihm erlaube, noch eine Reise in die Hölle zu machen, diesmal für einige Tage. Es wurde erlaubt, und der Mensch aß und trank, er spielte und tanzte und flirtete und entschied sich für die Hölle, denn er hatte zu Lebzeiten nie die Möglichkeit gehabt, so viele interessante Dinge zu erleben. Als er starb, wurde er zur Hölle geschickt, und als er diese betrat, kamen zwei Teufel und brachten ihn zum Brennkessel. Wartet, rief der Mensch, wieso das! Ich bin zweimal hierher gekommen, und es

war nur Fete, und jetzt bin ich freiwillig wieder gekommen, und es ist schrecklich. Das ist nun einmal, antwortete der eine Teufel, der Unterschied zwischen Tourismus und Einwanderung.“

„Sie können mich wirklich zum Lachen bringen! Aber ich weiß nicht, ob Lasclo mitlachen wird.“ „Mit Sicherheit, meine Liebe. Grüß ihn schön von mir.“ „Dankeschön. Wir melden uns wieder.“ „Ich drücke euch die Daumen. Und hänge nicht durch, Sarah. Schließlich hast du viel Zeit.“ „So deutsch, um mit vierzig Kinder statt Enkelkinder zu kriegen, bin ich nicht geworden!“ „Noch nicht, meine Liebe, noch nicht“, murmelte die alte Stimme undeutlich und fügte „Mach's gut“ lauter hinzu.

Einmal die Woche, am Mittwochnachmittag, falls sie in Berlin war, paßte Sarah auf Alexandra auf, und Daniela genoß etwas freie Zeit. Aber oft bevorzugte sie es, mit ihrer Tochter und ihrer Schwester zu spazieren und die Stadt zu erkunden. Sie war immer wieder überrascht, wenn sie am Potsdamer Platz vorbeifuhr und die wachsenden Bauten sah. Sie schienen ihr unreal, bis sie tatsächlich fertig dastanden, und dann dauerte es immer noch lange, bis sie sie nicht nur als eine scheußliche Kulisse der Philharmonie und der Staatsbibliothek empfand. Die jeden Millimeter Fläche ausnutzenden Tiefgaragen und die Touristenlokale vermittelten Enge, die Daniela nicht gewöhnt war. Die Sony-Center Musik-Show mit dem Yellow Submarine und mit dem Beethoven-Hologramm gefiel ihr sehr, besonders weil sie auch für Kinder gut geeignet war. Daniela bedauerte, als sie geschlossen wurde, weil nichts mehr auf diesem Platz erlaubt war, wenn es sich nicht finanziell lohnte.

Zwischendurch ging BALKAN Pleite, man flog von Tegel mit Al Italia via Mailand nach Sofia, dann fing aber BALKAN verkrampft doch wieder die direkten Berlin–Sofia–Berlin-Flüge an, natürlich von Schönefeld aus. Die Flughafenkontrollen verschärfen sich erwartungsgemäß, denn die Welt war nicht mehr die gleiche, so sehr sie sich glich.

Die Visumpflicht zwischen Deutschland und Bulgarien wurde aufgehoben, und das wurde von der Familie sofort mit Begeisterung benutzt. Danielas und Georgis Wohnung wurde bis zum Jahresende mit Gästen verplant. Es war großartig, die Räume mit Stimmen und Lachen von Freunden und Verwandten füllen zu können. Als erster kam der Neffe zu Besuch. Jordan der Dritte bewunderte das Haus, in dem seine Tante lebte. Was immer man ihm erklärte, er kam nicht dazu zu verstehen, daß die Familie hier nur in einer der Wohnungen und nur zur Miete wohnte. Er aß mit Genuß und schätzte die Gegenstände ab, sprach viel und laut, nun war er aber so jung, daß man ihm gern verzieh. Der vom Großvater Jordan selbstgebrannte Schnaps und der alte Mavrud-Wein, den Jordan der Dritte mitgebracht hatte, sorgten auch nach seiner Abreise einige Abende für Furore im Freundeskreis von Daniela und Georgi.

Endlich kam Marijan nach Berlin. Es hatte viel Vorbereitung erfordert, zunächst seine Eltern und dann die deutschen Behörden zu überzeugen. Eine Einreise ohne Visum bedeutete nicht eine leichte Einreise, weil Marijans Familie arm war und kein Tagesgeld für den Aufenthalt des Sohnes nachweisen konnte. Und da der Junge kein Verwandter von Danielas Familie war, akzeptierten die Grenzbeamten schwer ihre Einladung. Aber Daniela gab nicht auf und organisierte alles. Alexandra war aufgeregt wie nie zuvor.

Marijan staunte weniger, als Daniela erwartet hatte. Die Hochhäuser am Potsdamer Platz und die schicken Schaufenster am Kurfürstendamm schienen ihm bekannt und selbstverständlich. Was er in Berlin wirklich genoß, waren die öffentlichen Busse. Jedesmal wollte er mit dem Bus fahren, scheute nicht, lange Distanzen zu laufen, verzichtete sogar auf die für ihn spannenden Züge der S-Bahn. Die Busse kamen zu der Minute, die an der Tafel der Haltestelle stand, waren im Grunde genommen leer und fuhren durch alle möglichen Straßen. Ihre Bäuche begrüßten die

unterschiedlichen Gegenden der Stadt mit anderem Gurgeln der Sprachen und Lebensarten und das war für Marijan, der keine dieser Sprachen verstand, aber ihr Wirrwarr und Gelache spürte, das Spannendste.

Einmal wollten Daniela und die beiden Kinder zum Hohenzollerndamm, es regnete und sie suchten Schutz unter dem Dach der Bushaltestelle. Eine Zeitung lag dort zurückgelassen, halb naß, Marijan schob sie zur Seite und stellte seinen Rucksack daneben. Auf einmal war der Bus da, wahrscheinlich wegen starken Regens verspätet; sie hätten ihn im benebelnden Nieseln beinahe übersehen. Marijan nahm rasch den Rucksack, Daniela – die alte Zeitung, um sie später in einen Mülleimer zu werfen, und sie bestiegen den Bus eilig durch die hintere Tür. Die Kinder setzten sich auf die Sitze am Eingang, die nasse Zeitung ließen sie unter den Füßen, jedes Kind einen Fuß drauf, damit sie nicht im Bus umherflöge. Daniela ging nach vorn, um Fahrkarten zu kaufen, Alexandra und Marijan tauschten sich über ihr Abenteuer im Regen, auf Bulgarisch, lebendig und aufgeregt, aus. Eine Frau zischte: „Man läßt hier die Zeitungen nicht liegen.“ „Wie bitte?“ Daniela verstand nicht. „Das sollen sie gefälligst in Deutschland lernen. Man läßt hier seine Zeitung nicht liegen.“ Daniela war sprachlos: Sie war in ihrem Alter, keine Kriegswitwe, alltäglich gekleidet, noch mehr, sie war selbst Mutter, schob einen Kinderwagen mit einem schlafenden Kind von etwa einem Jahr, sie war brünett, sie war normal, vielleicht.

Alexandra schämte sich. Das Mädchen schämte sich, obwohl Marijan nichts verstand. O wie schön, daß er kein Deutsch verstand!

„Auf Deutsch belehrt man so gern“, war der einzige Kommentar Danielas, als der Junge mit fragenden Augen zu ihr blickte, und es war klar, daß sie darüber nicht mehr reden wollte, auch nicht erklären wollte, was mit Belehren gemeint war. „Und räumen Sie Ihre Zeitung hier weg!“ sagte die Frau laut, bevor sie den Bus an der nächste Haltestelle verließ, und der Mann, der

ihr beim Aussteigen mit dem Kinderwagen half, sah die drei vorwurfsvoll an. „Sind sie böse, weil ich nur bulgarisch spreche?“ fragte Marijan auf Roma, aber es gab keinen Sinti-Bewohner Berlins in diesem Bus, um ihm zu antworten, und er lachte selbst über seinen Scherz, denn sogar seine Freundin verstand ihn nicht. Das Mädchen schluckte seine Tränen hinunter, und es war, als ob sie mit ihnen die fremde nasse Zeitung und die fremden, trockenen Menschen im Bus verschluckte.

Nach diesem Vorfall weigerte sich Alexandra, mit Marijan einen Bus zu betreten. Sie war hartnäckig und voller Zorn im Bauch, stampfte mit den Füßen, als ob sie zweieinhalb Jahre alt wäre, und nichts konnte sie davon abbringen, mit dem Auto fahren zu wollen. Sie liebte Marijan. Nein, noch mehr: sie war für Marijan verantwortlich. Beim Besuch des Zoos mußten sie lange einen Parkplatz suchen, beinahe umsonst, denn Marijan interessierte sich nicht für Tiere, auf jeden Fall nicht für eingesperrte, die hin und her laufen; er wußte, wann Tiere hin und her laufen. Aber völlig umsonst war das Ganze doch nicht, weil er sich schließlich in einen Elefanten und ein Krokodil über alles verliebte, auf dem Zoospielplatz, dort, wo man auf den Holztierkonstruktionen klettern und schaukeln konnte, und auch springen und rutschen. Und alles war wie zu Hause in Sofia, nur etwas anders und sogar noch schöner. Warum die Kirche kaputt ist und warum das Segel auf dem kajütenähnlichen Gebäude zu klein, das mußte Daniela natürlich auf dem Weg zurück alles erklären.

Sarah versank in Verzweiflung, als Lasclo eine Stelle in New York annahm. Kann sein, daß es Zufall war. Kann sein, daß der für den Job vorgesehene Deutsche nach dem 11. September nicht so gern hinfahren wollte. Kann sein, daß die Amerikaner für den deutschen Markt doch keinen Deutschen benötigten, weil sie sich weiter nach Osten ausbreiten wollten. Kann sein, daß Lasclo Glück hatte. Billig hatte er sich nicht verkauft, und er freute sich sehr, wieder auf seinem Gebiet arbeiten zu können.

Sarah wußte nicht weiter. Sie arbeitete normalerweise unabhängig davon, ob ihre Seele hell oder düster war. Nun war ihre Arbeit in Deutschland, und Lasclo fort. Sie stürzte in eine dieser Krisen, die sich in Depressionen umwandeln, und ihre Berliner Freunde rieten ihr zur Psychotherapie. Sie erwiderte sanft diese Ratschläge – Schwarz und Weiß liegen sehr nahe beieinander, dachte sie, sie brauchen beide alle anderen Farben, um existieren zu können. Sie rief öfters die Professorin in Sofia an. Die alte Freundin war für sie da, flüsternd, es hörte sich in der Leitung wie Flüstern an. Sie ermutigte Sarah, zu Lasclo zu gehen, das Schicksal einer modernen Frau, die dem Mann folgt und Kinder gebärt. Was sie erzählte, vergaß Sarah sofort, nur ein Rest Kummer blieb ihr im Hals stecken. Sie las Kundera, speiste öfters alleine in einem neuen Lokal an der Jägerstraße, bequeme Lage für ihren Beruf. Es gab nichts Östliches mehr in diesem Teil der Stadt, man verlor die alten Spuren, sie hatte auch kein Bedürfnis, die alten Spuren zu erkennen. Sie schrieb Lasclo Briefe auf Servietten und Rückseiten von Bierdeckeln und war dankbar, daß die Berliner alleinsitzende Frauen am Tisch nicht ansprechen. In diesen Tagen hätte sie jeden Flirtversuch als Belästigung empfunden.

„Ich habe Durst auf Cola“, sagte Marijan, als sie nach Hause fuhren. „Wir haben keine Cola“, antwortete Daniela, und gerade wollte sie hinzufügen, daß sie Cola nicht kauften und warum, als sie sich an die Hochzeit erinnerte.

Ihre Hochzeit in Bulgarien, zu der alle Verwandten eingeladen wurden. Damals waren alle mittlerweile verstorbenen Tanten gekommen, Witwen waren sie schon und trugen Daniela zu Ehren die Kleider, die sie ihnen aus einem Second-Hand-Geschäft in Berlin mitgebracht hatte. Da waren die entfernten Cousinsen und Vettern, die Nachbarn und die Freundin aus der Grundschule, die auf die Schnelle eine Hochzeitstorte und einen improvisierten Blumenstrauß zauberte anstelle der verspäteten

Trauzeugen, die vom Stau aufgehalten wurden. Ein Dichterpaar, wie man hörte, der Trauzeuge hatte drei uneheliche Kinder. Nur, der Trauzeuge hat eine gute Rede gehalten, unverständliche und doch irgendwie rührende Worte gefunden. Das war natürlich keine Konkurrenz für die halbnackte Sängerin. Auch nicht für die Musiker, die stark schwitzten und heldenhaft Chalga spielten. Am vorangegangenen Abend wurde klar, daß im Garten des Lokals mit Blick auf das Vitoscha-Gebirge bei 42 Grad Hitze kein Hochzeitschoro zu tanzen wäre. Es mußte drinnen gefeiert werden: schnell wurden die unzähligen Fliegen in dem Saal angesprüht, teilweise beseitigt, der große Rest ruhte, unter die Gardinen gefegt. Das alles hatte niemanden gestört.

Allerdings wurde auf der Hochzeit ein schwerer Fehler begangen, den keiner der dort Anwesenden je ihrer Familie verziehen hat: Unter dem Einfluß des halbdeutschen Bräutigams, der Akademiker war und in West-Berlin lebte, wurde Mineralwasser serviert. Um die Abrechnung später nicht unnötig zu verkomplizieren, hat ihr Vater auf die Vernunft gehört und zu Schnaps, Ouzo, Sekt und Wein in der Hitze nur Wasser servieren lassen und dadurch seinen Ruf endgültig ruiniert: Eine Hochzeit mit 300 Gästen ohne Coca-Cola! Man bedauerte die Braut, in eine Familie zu heiraten, die Bräuche nicht respektierte, den Gästen nicht das Beste anbot. Aber was soll's, mit 26 Jahren, wer sollte denn noch so eine alte Jungfer nehmen. So schwerwiegend wurde die Sache mit der Cola, daß sogar die deutsche Schwiegermutter, die irgendwann einmal fröhlich die Schuhe mit hohen Absätzen auszog und barfuß ernsthaft bewies, bulgarischen Choro perfekt tanzen zu können, die Lage nicht rettete. Es milderte jedoch das Bedauern: zumindest gab man das Mädchen nicht in die Hände strenger kalter Preußenseelen, denn die kann man, wie jeder weiß, auch mit frischen, lebendigen Genen nicht beleben. Was für ein Jammer für den Nachwuchs des einzigen Bruders dieser anmutigen bulgarischen Familie! Mit diesen Gedanken ging Daniela in einen Supermarkt und kaufte für Marijan eine Flasche

Cola, und da sie sich mit Cola-Sorten nicht auskannte, kaufte sie eine normale Flasche und keine Cola light. Das führte dazu, daß der Junge nach einem Glas zum Abendbrot bis Mitternacht nicht einschlafen konnte, daß er Bauchweh und enorme Sehnsucht nach seinen Eltern bekam, daß Alexandra sich Sorgen machte und selbst nicht schlafen wollte und daß Daniela sehr, sehr lange vorlesen mußte, bis er ruhig wurde.

Diesmal fuhr Sarah ganz privat nach Sofia. Sie wollte eine Woche auf ihren alten Bürgersteigen gehen, wo man sich auf die Füße schauen mußte, um mit den Gelenken nicht umzuknicken. Sie war die Perspektive Berlins momentan satt. Sie ging am Theater vorbei, Bo strahlte, als er sie sah, und ließ alle Termine warten. Es regnete und wurde kälter. Die Idee, sich in ein Straßencafé zu setzen, war offensichtlich nicht so passend, aber Sarah und Bo ließen sich nicht stören; der Sonnenschirm über dem Tisch würde sicher einen passablen Regenschutz abgeben. Sie bestellten den um die Mittagszeit obligatorischen Kaffee. Der Kellner zeigte sich lange nicht, als ob er wartete, daß sie sich doch für innen entschieden, aber sie genossen das Alleine-draußen-Sitzen und blieben tapfer, auch als der Regen stärker wurde. Der Kaffee kam irgendwann auch. Es war schön, dort zu sitzen, auf einer Straße, gerade in dem Dreieck des Zentrums. Man sah das Minarett der Moschee im Westen beim Römischen Bad an den Serdika-Mineralquellen. Im Nordosten schimmerte die goldene Kuppel der Kathedrale, nicht weit von dem ehemaligen Parteihaus, heute Kanzleramt, und dem Sheraton Hotel, zwei Bauten aus stalinistischer Zeit. Und auf der anderen Seite war das Dach der Synagoge mit dem schönen Muster zu sehen, im Süden, hinter der Markthalle. Die alten Gotteshäuser umrahmten die Innenstadt, man fühlte sich rundherum geschützt und geborgen, und alles ruhte, während der Regen die Bauten wusch.

„Schaust du in meinen Kaffeesatz?“ fragte Bo, und Sarah brach in Lachen aus. „Du könntest das so gut vor der Wende!“

„Damals hatten wir Zeit. Und alles war vorprogrammiert und überschaubar“, sie rutschte näher an den Tisch, um sich dem stärker werdenden Regen zu entziehen. „Ich bin verliebt“, kündigte er an, schwenkte den Kaffeesatz in seiner Tasse ein paar mal hin und her, kippte ihn auf die Untertasse um und machte mit dem Daumen Halbmond und Kreuz darauf. „Glaubst du mehr an den Halbmond oder an das Kreuz?“ Sarah strich eine der Papierservietten glatt und setzte die Tasse zum Abtropfen darauf. Er antwortete nicht. „Ich komme mit der Salonfähigkeit des deutschen Nationalismus nicht klar“, sagte Sarah. „Wie sie mein Bild stets ändern, wie es ihnen paßt, um mich in nettester Weise auszugrenzen, als ob ich eine Bedrohung wäre.“ „Du bist eine!“ „Mach keine Scherze!“ „Du bist die Gefahr par excellence, weil du anders bist.“ „Ich doch nicht!“ Diesmal lachten beide. Sie nahm seine Tasse und konzentrierte sich auf die Muster, die der Kaffee hinterlassen hatte: „Er ist jung, sehr jung, Du denkst an ihn wie an einen jungen Hund, an dem du leckst. Er schmeckt, und der Geschmack seiner Haut weckt mehr Hunger, und das wird diesmal lange dauern. Ihr zieht zusammen.“

Der Regen strömte schon längst. Die Regenrinne endete in einem Meter Höhe, und der restliche Weg des Regens zum Bürgersteig, wo der Tisch stand, bestand aus einem Wasserfall auf Steinfliesen. „Ich bereite ihn auf die Schauspielerprüfung vor. Er ist etwas jünger als ich.“ Bo starrte sie an: „Liebst du Lasclo?“ Sie schwieg. Er fragte erneut: „Liebst du dich?“ Der Sonnenschirm bog sich unter der Last des Regens und ein Rinnsal tropfte unbeachtet auf Sarahs Rücken wie ein kleiner Fluß, lief die Wirbelsäule entlang bis zum Ende des Kreuzbeins, wo er die Jeans naß machte, bevor er weiter zum Po fließen konnte. „Magst du dich? Deinen Geruch, deine warme Glätte? Es gibt nämlich zwei Typen Nationalismus. Der französische geht so: Ausländer sind Scheiße, sollen raus, aber Mustafa von nebenan ist ein toller Kumpel, und der deutsche: die Ausländer sind doch in Ordnung, wir sind tolerant, aber Mustafa von nebenan stinkt.“ Bo schob den Rie-

senschirm in Sarahs Richtung, das gesammelte Wasser platschte wie aus einem Eimer neben ihnen herunter und spritzte, aber der Flußlauf änderte sich tatsächlich. Bo machte dem Kellner ein Zeichen durch die Fenstertür und bestellte zwei Gin-Tonic.

Die heimatlosen Hunde in Sofia wurden persönlich vom Bürgermeister geschützt. Sie jaulten in die Nächte hinein, und falls man aus dem Ausland anrief und sie nicht hörte, wußte man, daß es kalt wurde und die Fenster geschlossen wurden. Aber diese Masse an Hunden hinterließ immer noch nicht die Menge der Hundekacke der Berliner Innenstadt. In dieser Nacht jaulten die Hunde noch mehr, denn es war auf einmal warm geworden in Sofia, Vollmond dazu und leise, wirklich, leise war es auch.

Es gab heute viel mehr Hunde in Sofia als in Sarahs Kindheit und weniger Schnee. Eine Melodie kam aus ihrer Erinnerung heraus, ein Lied über das erste Erlebnis eines kleinen Hundes mit dem Winter. Vom Text bewahrte ihr Gedächtnis nur noch, daß der kleine Hund dumm genannt wurde, weil er sich vor dem Schnee fürchtete. Daran hatte sie schon als kleines Kind gemerkt, daß „ängstlich“ und „dumm“ das gleiche sein sollte.

Sarah war in eine dieser Welten geboren, die glauben, ewig bleiben zu können. Damals sagte auch keiner laut genug, daß sie nicht bleiben dürfte, denn sie war sehr einfach und überschaubar. Es gab eine klare Situation, man mußte machen, was erwartet wurde. Man sollte schnell essen, denn langsame Esser magerten in der Armee ab – irgendwann war die Essenszeit vorbei, der Leutnant schrie „Aufstehen!“ und das war es. Hunger spielte keine Rolle, Manieren eine noch kleinere. Also, man sollte schnell essen. Und alles. Es gab keine Wahl in der Armee. Es gab auch kaum eine Wahl in den Lebensmittelgeschäften und am besten war man zufrieden mit dem, was es gab. Man mußte auch aufessen, um nichts zu verschwenden. Also, schnell, alles und ganz essen. So etwas Einfaches konnten Sarah und ihre Schwester nicht. Jordan Junior dagegen war dadurch gut für

die Armee vorbereitet, obwohl er behauptete, es sei nicht genug gewesen. Jordan Junior hatte weniger Probleme mit dem Essen. Er konnte schnell, langsam, mittellang essen, je nach Fall und Notwendigkeit. Er ließ die Schwestern merken, wie man sich benehmen sollte, und verstreute seine Aufmerksamkeit zu praktischen Sachen hin, zum Beispiel was man ißt.

Die Großmutter, deren Name Sarah gegeben worden war, stammte aus einer Pfarrersfamilie und war Anfang des Jahrhunderts, in dem Sarah und ihre Geschwister zur Welt kamen, geboren. Zur ihrer Zeit waren alle Sachen sehr kompliziert – man aß langsam und aufmerksam, mit gewissem Respekt vor der Mahlzeit und dem Tischpartner, dabei durfte man sich von den auf dem Tisch stehenden Gerichten aussuchen, was man essen wollte. Niemand schrie. Das kann man sich eigentlich gut merken: Das Leben in einem Pfarrhaus ist beträchtlich komplizierter als in der Armee.

Die andere Großmutter, deren Name Daniela gegeben worden war, hatte eigentlich auch nichts mit der Armee zu tun. Und ihre Kinder sollten langsamer essen, nur durften sie erst essen, wenn die Eltern von dem Hof in den Bergen zurückkamen. Das konnte im Sommer sehr spät sein, Kinder können sehr hungrig werden und ihren Mund sehr voll machen und sehr schnell unzerkaut schlucken. Und falls die Eltern zu viel zu besprechen haben, merkt keiner, wie diese gutmütigen, süßen Kinder sich blendend für die Gesellschaft, die wie eine Armee funktionieren sollte, vorbereiten. Sie mußten es ja auch, denn so war ihre Zeit gewesen, ihre Erwachsenseinzeit, in der alles einfach strukturiert sein sollte. Das wußten die Eltern nicht, und der Vater wollte es auch nicht wissen, als es schon alle bemerkt hatten, und er starb, um es nicht wissen zu müssen. Die Mutter, Sarahs, Jordans und Danielas Großmutter von dem Bauernhof, bemerkte es, nachdem sie ihren erstgeborenen Sohn verloren hatte, und da sie eine friedliche Frau mit Abscheu gegen die Armee und die ihr gleichen Sitten war, beobachtete sie sehr aufmerksam, wie die

Kinder aßen. Das waren aber schon die Enkelkinder, und leider war es für sie auch zu spät, weil sie schon in der Schule waren, weg von der Großmüttern und ihrer komplizierten Erinnerungs- und Fantasiewelt.

Menschen mögen einfache Sachen, nicht wahr? Daran mußte Sarah plötzlich denken, als sie Lasclo in Amerika besuchte. Vieles dort erinnerte Sarah sehr an ihre Kindheit, so einfach lief es, beinah, wie sie aufgewachsen war. Es gab sogar elektrische Dosenöffner, damit es für die Menschen einfacher wurde. Fast so einfach wie mit einem stumpfen Messer, dachte sie, nur eben von der anderen Seite des Einfachen her. Am Flughafen in Berlin gab ihr die deutsche Autovermietung einen Wagen mit Automatik, weil die Buchung in New York und nicht in Sofia gemacht worden war. Der amerikanische Reiseführer über Berlin, den sie aus Neugier mitnahm und im Flugzeug gelesen hatte, unterschied nicht mehr zwischen Ost und West. Wahrscheinlich gab es auch bulgarische Reiseführer, in denen Berlin die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland war und es kein Westberlin mehr gab. Auf jeden Fall, dachte Sarah, keiner kann mehr in diesem Zusammenhang etwas alphabetisch verwechseln. Sie kaufte fünf Berliner Pfannkuchen, bevor sie zu ihrer Schwester fuhr.

Für Danielas Empfinden roch nur Süßes in Berlin gut. Das Essen sonst hatte für sie dort zu wenige Gerüche, besonders die Salate. Es gab eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer Schulzeit – damals roch es penetrant, alles durchdringend, so daß letztlich auch kein Geruch zu unterscheiden war. Es stank im Elternhaus und in der Schulmensa, so wie Feldküchen immer stanken oder mindestens wie Daniela es vom Großvater erzählt bekommen hatte, daß sie in seiner Jugend gestunken haben mußten. Daniela hatte nie eine Feldküche erlebt, aber ihr Geruch der mit Mehlschwitze gemachten Suppen und Soßen, der sich in das Holz der Stühle und in die Kleider der Soldaten eingenistet hatte, den kannte sie gut. Ihre Haare, ihre Haut, wie haben sie das ausgehalten! Ihr

Schulkittel roch und Waschen half nicht, er trocknete, wurde gebügelt und getragen immer inmitten dieses Geruchs. Gerüche waren für Daniela sehr wichtig, sie bewahrte sie in ihrer Erinnerung als Erfahrungen in einer Sprache. Sprachen riefen in Daniela ihre eigenen Realitäten hervor, so wie Gerüche. Erst in den Realitäten einer fremden Sprache ohne Angst vor Gestank wuchs ihr Haar lang. Danielas Haut allerdings konnte sich nie anpassen und wurde von Allergien geplagt, da es in einer Welt, wo es kaum Gerüche gab, auch sehr schlecht für eine Haut sein könnte. Sie mußte immer wieder in die Erinnerungen fliehen. Als sie ein ganz kleines Kind gewesen war. Bei der Großmutter in der Stadt roch es nach alten Nußmöbeln, Quitten und weißen Kirschen, nach ungesüßtem Kürbisstrudel und Tomaten mit Käse. Bei der Großmutter im Dorf nach Lehm, Kräutersuppen, Schafsjoghurt, ein paarmal im Jahr nach im Kaminfeuer gegrillten Lammkarees und warmem Zwetschgenschnaps mit Honig. Es blieb für Daniela ein Rätsel, welche Sprache sie damals sprachen und wohin diese Sprache verschwunden war, die sie, Sarah und Jordan, mit ihren Großmüttern sprachen, mit all den Gerüchen. Pfingstrosen, Flieder und Zdravetz. Am 24. Mai, als Kyrill und Metodi für ihre Schrift geehrt wurden, riefen sie diese Gerüche aus der Erinnerung hervor, und Daniela wußte dann, daß es eine slawische Sprache gewesen war. Rada hatte vergeblich versucht, diese himmlische Mischung nach Sprache duftender Blumen unter den Fenstern ihrer Wohnung im Hochparterre zu bewahren. Nur ein Kirschbaum überlebte etwa zehn Jahre lang, nachdem die Einfamilienhausgegend von den zuständigen Behörden in eine Plattenbausiedlung verwandelt worden war. Danach war alles tot. Die Zwetschgenbäume im Dorf breiteten sich aus, ihre Früchte benutzte allerdings keiner mehr, weil sie nicht zu den Plänen der Behörden paßten, so verfaulten sie und vereinten sich mit Erde, wie es sich wahrscheinlich gehört. Dabei sind die Gerüche natürlich andere. Der Matsch der Verlassenheit paßt besser zum Allgemeingestank der Feldküchen. Das nannte

sich in Danielas Kindheit „nahe an der Realität des Lebens sein“. Gestank war gleich Realität, das begriffen Jordan, Sarah und sie allmählich in der Schule, schon bevor sie alle Buchstaben schreiben konnten. Nur der Zdravetz im Dorf blieb hartnäckig und wuchs weiter. Nach der Familientradition versuchte Daniela ein wenig davon an den Orten, die sie bewohnte, zu verpflanzen. In Berlin gedieh er in ihrem Garten gut.

Es gab einen Ort in Berlin, an dem Marijan aufblühte: die Pfaueninsel. Alexandra war dort glücklich, und noch glücklicher war dort ihr Freund. Vor seiner Abreise nach Sofia fuhr Daniela noch einmal mit den Kindern hin. Die beiden spielten „Die Schneekönigin“, waren Gerda und Kai, verwandelten Daniela in die Räuberin, das Fahrrad in das Rentier, die Schlösser brauchten sie ja nicht in Schlösser zu verwandeln, aber Glanz und Gruseligkeit fügten sie ihnen hinzu, und sie lebten ihr Glück aus in der Luft mit dem Schrei ihrer Gastgeber, den Pfauen. Angeblich schreien Pfauen nur in der Paarungszeit, und so klang der schräge Ton merkwürdig für Danielas Ohren über dem vereisten Schnee auf den Wiesen. Man traf kaum jemanden, und es sah ganz danach aus, daß die Schneekönigin persönlich erscheinen würde. Das tat sie aber auch nach drei Stunden nicht, jedenfalls nicht für die Mutter. Das war etwas enttäuschend, aber nach Hause sollten die Kinder schon, denn es dämmerte. „Nächstes Mal kommst du im Sommer“, wünschte sich Alexandra. Dann dachte sie an das riesige Feuer, das sie im Dorf in Bulgarien wieder machen wollten, und schwieg.

Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande

Nicol Ljubie

Mohammad Aref

Badek Knapp

Selim Özdoğan

Catalin Dorian Florescu

Zoran Drvenkar

Tzvetla Sofronieva

Richard Durač

Jefferson S. Chase

Natascha Wudin

Am Flughafen wartete niemand auf ihn. Nachdem Raban Edwards durch die Paßkontrolle gegangen war und sein Gepäck eingesammelt hatte, standen jenseits der Milchglastür viele erwartungsvoll blickende Menschen. Die Gesichter waren ihm alle fremd. An der Wand hing ein Poster vom Copley Plaza Hotel mit der Unterschrift „Welcome to Boston Logan Airport“. Die Maschine war pünktlich gelandet, vielleicht wartete Robert draußen, oder vielleicht war er noch auf dem Weg hierher. Raban war es recht so. Er brauchte dringend eine Zigarette.

Vor dem Gebäude fuhren Taxis und Privatfahrzeuge, aber keines hielt für ihn an, also ging er zur Milchglasscheibe zurück. Jetzt waren weniger Menschen da, Robert tauchte jedoch immer noch nicht auf. Einige Personen hielten kleine handgeschriebene Schilder vor der Brust. Raban versuchte unauffällig, die Namen zu lesen. Seiner war nicht dabei.

Der große schwarze Samsonite-Koffer hatte Rollen, die blaue DJ-Tasche mit den besonders wichtigen und zerbrechlichen Sachen hing aber schwer an seiner Schulter, der Gummiriemen klemmte irgendeine Ader ab und ließ seine linke Hand allmählich taub werden. Es war warm, zu warm für September. Immer herrschte diese Sommerhitze, wenn er Logan Airport anflug, es sei denn, er kam im tiefsten Winter an, dann gab es garantiert einen Schneesturm. Er fand eine Telefonzelle, nahm die Tasche

von seiner Schulter und fischte eine der wenigen amerikanischen Münzen, die er bei sich hatte, aus der Hosentasche.

„He, Robert, he, Melissa, Raban hier. Bin seit einer Viertelstunde am Logan. Ich dachte, Robert wollte hier vorbeischauen. Ruft mal bei Lufthansa durch, falls etwas dazwischengekommen ist. Sonst weiß ich nicht, was ich machen soll. Bis gleich.“

Einige schienen wohl nicht zu kapieren, was für ein langer Weg es war, bis hierher. Die Stunden im Flieger hatte er genutzt, um sich eine kurze Trashgeschichte über einen Typen auszudenken, der Sex in einem Flugzeug haben wollte. Trotzdem: Er hatte diese Reise weder wegen der Arbeitsatmosphäre unternommen, noch weil sie ihm Spaß machte. Raban ging mehrmals zwischen dem Flugsteig und dem Ausgang hin und her. Die Nummer einer anderen Maschine leuchtete jetzt über der Milchglastür. Er ging zum Serviceschalter und gab eine Nachricht ab. Roberts Name ertönte gedämpft über die Lautsprecher in der Halle und verklang. Er steckte seine zweite und letzte Münze in das öffentliche Telefon und wählte die Nummer, die er in sein auseinanderfallendes Filofax gekritzelt hatte. Wieder sprang der Anrufbeantworter an.

Vor dem Ausgang drehte er sich noch eine Zigarette und zwang sich, auf seinem Platz auszuharren. Auf dem Boden lag eine Zeitung. Die Nachrichten interessierten ihn nicht, aber er hob sie auf und blätterte sie bis zum Sportteil durch. Die Red Sox lagen vier Siege hinter den Yankees mit bloß einer Woche bis zum Saisonschluß. Manches ändert sich nie, dachte er. Manches aber doch. Seit wann fuhren die Amis zum Beispiel alle Geländewagen? Abgesehen von den Taxis kam kaum ein anderes Auto vorbei. Wozu brauchte man in der Großstadt ein häßliches, überdimensionales Auto mit Vierradantrieb, mit dem man nur zur Arbeit fuhr oder die Kinder von der Schule abholte? Noch wichtiger: Wieso hielt keiner von diesen Wagen für ihn an? Bei diesem Gedanken spürte Raban plötzlich eine Angstwelle, die als eine Masse von allen Seiten auf ihn einzu-

brechen, doch auch unzählige Einzelheiten zu enthalten schien. All diese Leute, die an ihm vorbeieilten, während er festgenagelt wie im Traum dastand. Als wäre etwas Grundsätzliches schiefgegangen, und nur er hätte es nicht bemerkt. Hatte er noch alles dabei? Das Ticket für den Rückflug steckte mit seinem Paß in der Innentasche seiner cognacfarbenen Lederjacke. Er zog sie aus und überprüfte seine DJ-Tasche. Seine Brille, gut, der Roman, in dem er gerade las, auch schön, die Urkunde, sie würde für eine nette ...

„He, Edwards!“

Ein brauner Geländewagen hatte vor ihm gehalten, Robert stieg aus. Er trug noch Schlips und Kragen. Ohne Raban die Hand zu geben, öffnete er die Heckklappe.

„Wo hast du dich bloß rumgetrieben?“ fragte er genervt. „Ich fahre seit fast einer Stunde im Kreis.“

„Ich dachte, du holst mich am Flugsteig ab“, sagte Raban.

„Hätte ich vielleicht gemacht, wenn man irgendwo am Scheiß-Logan parken könnte. Ich hab’ dir doch gestern geschrieben, du sollst vorm Eingang warten.“

„Hab ich nicht gelesen.“

„Checkst du denn deine Mails nicht ein letztes Mal, bevor du fliegst?“

Raban antwortete nicht. Der Ton der Frage ließ keinen Zweifel darüber, was Robert von leichtsinnigen Reisenden hielt.

„Tut mir leid.“

„Schon gut“, sagte Robert und gab Raban die Hand. „Steig erst mal ein. Ich muß heute noch viel erledigen. Man kann nicht einfach so heiraten.“

L sitzt neben mir und fährt. Sie tut das meistens, wenn wir unterwegs sind, weil sie besser fährt als ich. Der Tag ist grau und kalt, Tau hat sich auf der Windschutzscheibe gebildet. Es sind nur wenige Autos auf der A 7 in Richtung Dänemark. L klopft mir mit ihrer freien Hand auf den Oberschenkel.

„Hast du den Kram dabei, den wir brauchen? Deinen Paß zum Beispiel?“

„Nee. Hab' alles zu Hause gelassen.“

Wir schweigen, hören eine Kassette auf der leiernden Autoanlage und fahren. Etwa vierzig Kilometer vor der Grenze werden wir von einem Polizeiwagen überholt. Oben aufs Dach, zwischen den Blaulichtern, ist eine LED-Tafel montiert. Sobald der Wagen an uns vorbei fährt, leuchtet es: „BITTE FOLGEN“

„Was will er denn?“ frage ich.

„Keine Ahnung.“

Das Polizeiauto fährt auf einen Rastplatz, wir halten vor einem kleinen Klohaus und einem überquellenden Mülleimer. Mehr gibt es hier nicht. Zwei Polizisten wie aus einer Komödie – klein, bierbäuchig, mit Schnurrbart – watscheln auf die Fahrerseite zu. L kurbelt das Fenster runter.

„Moin“, sagt der eine Bulle nicht unfreundlich. „Würden Sie bitte kurz aussteigen? Bringen Sie ruhig Fahrzeugpapiere und Führerschein mit.“

Durch die Windschutzscheibe sehe ich, wie L den beiden Männern in deren zu engen Uniformen ihre Papiere zeigt und wie sie sich kurz unterhalten. Die Beamten nicken, scheinen zufrieden zu sein. L darf wieder einsteigen.

„Sie machen wohl Urlaub in Dänemark, nä?“ fragt der eine Bulle im Plauderton durch das offene Fenster.

„Nee, wir fahren nur ein kurzes Stück weiter“, antwortet L. „Zum Landhaus meiner Mutter.“

„Na dann, viel Spaß und angenehme Fahrt.“ Der Bulle geht zurück zu seinem Kollegen, der im Auto wartet. Sie fahren los.

„Was wollte er überhaupt?“ frage ich, als wir wieder auf der Autobahn sind.

„Keine Ahnung. Hat er nicht gesagt“, sagt L.

„Glaubst du, er weiß, was wir vorhaben?“

L. lacht. Das gefällt mir, zum einen weil ihr Lachen angenehm

klingt, zum anderen weil sie mehr als jeder andere Mensch auf der Welt über dieselben Dinge lacht wie ich.

„Das kann ich mir schwer vorstellen.“

„Warum hast du ihn denn angelogen?“

„Ich weiß nicht“, sagt sie, während wir das erste Ausfahrt-Schild für Flensburg sehen.

Am Abend ging Raban Edwards mit Robert und seiner Schwester aus. Müde wie er von der Zeitverschiebung war, wollte er nur einen Cheeseburger in irgendeiner Kneipe essen, dann ins Bett fallen. Dieses Unternehmen wurde aber kompliziert. An der Tür wurden sie von einer Kellnerin in einer rot-weißen Uniform mit schwarzer Fliege empfangen, die sie an einen Tisch in einem abgesonderten Eßbereich führte und in ihren Bemühungen während der ganzen Mahlzeit nicht lockerließ. Die Speisekarte hatte den Umfang eines kurzen Buches, jedes Gericht war mit einem Absatz in der Wir-Form versehen, der ankündigte, wie unglaublich toll alles hier war. Das Essen bekam man erst, nachdem man alle Texte durchgelesen und einige Denkaufgaben gelöst hatte. Vor die Wahl zwischen ein paar Dutzend Salatsoßen und Käsesorten gestellt, wurde Raban ungeduldig, sagte, man solle ihm etwas bringen, egal was. Das nahm die Kellnerin nicht hin, sie wiederholte nachdrücklich die auswendig gelernten Listen von Dressings und Beilagen, bestand darauf, daß der Kunde seine Persönlichkeit entfaltete, seine verborgensten Wünsche äußerte, das Gastronomieerlebnis seines Lebens über sich ergehen ließ. Bis Raban am Ende der Mahlzeit nach einem Aschenbecher fragte. Da war Schluß.

Die Ecke des Barbereichs, in der man rauchen durfte, war voll, erstaunlich voll, fand Raban, für ein militantes Nichtraucherland. Auch Melissa und Robert holten plötzlich Marlboros und Camel Lights hervor. Von der Decke hingen Fernsehmonitore, überall lief das Red-Sox-Spiel. Menschen saßen auf Barhockern oder standen und schauten in diverse Richtungen. Auf den neuen

Scheinen mit den überdimensionalen Köpfen sah Abraham Lincoln deformiert aus. Was war denn verkehrt an dem alten Geld? Und seit wann mußte man sofort und nicht am Ende des Abends bezahlen? Andererseits nahm sich der Barkeeper Zeit beim Zapfen, und das Bier war keine Massenplörre, sondern stammte aus einer der neuen Kleinbrauereien. Die Red Sox kassierten einen Home Run, ein Ersatzwerfer wurde eingewechselt. Sie lagen jetzt 6:2 im Rückstand und waren wie immer auf dem besten Weg, ein Schlüsselspiel zu verlieren. Manches, dachte Raban wieder, ändert sich nie.

„Prost! Auf die Hochzeit“, sagte er. „Hat mich ziemlich überrascht.“

„Was denn?“ fragte Melissa.

„Ich meine: Gibt es irgendwie einen Grund, weshalb ihr heiratet?“

„Wir sind fünf Jahre zusammen.“

„Als junges Mädchen sagtest du immer, du würdest nie heiraten.“

„Na, so was.“

Die kleine Schwester war für Raban immer ein Rätsel gewesen. Ruhig, eigenwillig, fast verschlossen, hatte sie schon als Kind erwachsen gewirkt. Jetzt arbeitete sie bei einer Bank, trug ein Kostüm aus blauem Stoff mit Nadelstreifen, wollte mit ihrem Mann ein Haus kaufen. Sie war gerade acht gewesen, als Raban aufs Internat kam, seitdem hatten sie sich hauptsächlich zu Weihnachten gesehen.

„Lena läßt euch grüßen. Sie bedauert es sehr, daß sie nicht mitkommen konnte.“

„Macht nichts“, versicherte Robert.

„Europa ist weit weg“, sagte Melissa. „Wäre aber nett, sie einmal kennenzulernen. Ihr seid länger zusammen als wir, oder?“

Raban hatte sich eine Zigarette gedreht, was die Aufmerksamkeit einiger Herumstehender auf ihn lenkte. Auch Melissa und Robert machten große Augen, während er an dem Blättchen

leckte. Kein Joint, versicherte er hastig. Die anderen waren aber nicht entsetzt, sondern fasziniert, als ob er eine goldene Taschenuhr aus einer Westentasche hervorgezaubert hätte. Robert ging zur Bar, um eine zweite Runde zu bestellen.

„Spiele ich irgendeine Rolle bei der Zeremonie?“ fragte Raban.

„Nein“, antwortete Melissa, „das haben wir dir erspart.“

„Gut.“

„Dachten wir auch. Schließlich ist es mein Tag.“

„Wie meinst du das?“

„Nur so.“

„Du wirst sehen. Ich bin zwar kein Fan vom Heiraten, aber ich kann mich anpassen.“

Raban schien weitersprechen zu wollen, mußte aber Robert eins der Biergläser abnehmen. Als der Erstgeborene, der Sohn und der frühe Überflieger war Raban das Glückskind gewesen. Seine Schwester war dagegen zu Hause geblieben, hatte nach der High School ein Jahr freigenommen, bevor sie an die Universität von Maine ging, um etwas gleichgültig Betriebswirtschaft zu studieren. Damals, wenn er überhaupt an sie gedacht hatte, tat sie ihm leid. Jetzt ging sie jeden Tag in einen Wolkenkratzer in der City arbeiten, verdiente wahrscheinlich das Dreifache wie er und hatte einen Geländewagen. Unzufrieden sah sie nicht aus.

„Wann fahren wir rauf?“ fragte Raban.

„Morgen nachmittag. Wir müssen noch eine Menge vorbereiten. Du weißt nicht, wieviel Arbeit es ist, wenn man heiratet“, sagte Melissa.

„Enorm viel Arbeit“, sagte Robert.

Die beiden fingen an, den Ablauf der Feierlichkeiten zu beschreiben. Über dreihundert Gäste, Bootsfahrt am Polterabend, nach der Trauung Bankett und Tanzabend mit einer Bluegrassband. Raban stellte sich vor, wie sie morgen auf der I-95 durch den Fichtenwald und die immer kleiner werdenden Hafenstädte fahren würden. Als er auf dem Internat war und später, als er in Boston studierte hatte, fand er dieses Stück Autobahn öde und

deprimierend, eine Schnellstraße zurück ins Niemandsland. Die Begeisterung, mit der seine Schwester und ihr Mann über die bevorstehende Hochzeit sprachen, ließ sie aber in einem anderen Licht erscheinen. Für die beiden, dachte er, ist die I-95 der Weg nach Hause, zu ihren Familien und ihren Freunden. Wie sahen Melissas Freundinnen eigentlich aus?

An der Bar, wo Raban eine letzte Runde bestellte, hatten die Red Sox ihre Gegner fast eingeholt. Sie waren zwar in der Defensive, hatten aber noch ein paar Innings, um das Spiel zu gewinnen. Laut Statistik hatte der eben eingewechselte Ersatzwerfer gerade eine gute Saison. 2,35 Runs auf neun Innings, nicht schlecht. Beim ersten Wurf kam der Ball vom Schläger aber direkt zurück, wie aus einer Kanone geschossen. Der Spieler konnte nicht anders, als sein Gesicht mit dem Handschuh zu schützen und zu Boden zu gehen. Der Ball rollte weg, der Shortstop rannte rein und fing ihn. Zu spät. Der Offensivspieler, der den Ball geschlagen hatte, stand schon auf First Base und grinste.

„Mann, das war eine Rakete“, meinte einer an der Bar.

„Hundert Meilen garantiert“, ergänzte sein Kumpel.

„So was will man nicht in die Eier kriegen“, erklärte ein dritter.

Der Werfer lag immer noch verrenkt am Boden. Trotz seiner Körpergröße sah er erbärmlich klein aus, wie ein schlafendes Baby. Seine Mitspieler sammelten sich um ihn, einer gab dem Trainer ein Zeichen. Vom eigenen Handschuh k.o. geschlagen, dachte Raban. Kein Wunder, daß Baseball nie seine Lieblingssportart gewesen war. Als die Mitspieler den Kreis öffneten, um den Trainer durchzulassen, konnte Raban aber sehen, daß seine Einschätzung nicht stimmte. Der Ersatzwerfer war noch bei Sinnen. Leider. Als er den Handschuh vom Gesicht nahm, war rund ums linke Auge überall Blut. Raban wurde übel. Die Kamera zoomte heran. Die Scherze an der Bar verstummten. „Ach du Scheiße“, sagte jemand.

Bleich ging Raban mit den letzten drei Bier des Abends zurück

zu seiner Schwester und seinem zukünftigen Schwager, die sich immernoch eifrig über Hochzeitsvorbereitungen unterhielten, ohne etwas von der kleinen Tragödie im Fernsehen bemerkt zu haben. Es waren grausame Bilder, und er hatte plötzlich die unsinnige Vorstellung, die ganze Welt habe sich geändert. Der Trubel in der Bar um ihn herum schien leiser geworden zu sein, als ob die Leute ihre Stimmen gesenkt hätten, um nicht die Aufmerksamkeit einer draußen lauernenden Gefahr auf sich zu ziehen. Rabans Uhr zeigte vier Uhr morgens, vielleicht, dachte er, hat sich dieses Lokal tatsächlich in eine Art Festung verwandelt, die wir nicht mehr verlassen können. Aber alles blieb unverändert.

An der Grenze hole ich meinen Paß heraus, L ihren Ausweis. Wir brauchen aber keine Papiere. Niemand ist da, der sie kontrolliert. Die kleinen Betonkabuffs und die acht Autospuren dazwischen machen einen verwahrlosten Eindruck, wie an der deutsch-deutschen Grenze nach der Wende. Man muß auf zehn Stundenkilometer heruntergehen, sonst kann man einfach durch, keiner kümmert sich darum. Auf der anderen Seite stehen zwei Schilder in deutscher Sprache, die darauf hinweisen, daß die Höchstgeschwindigkeit in Dänemark hundert beträgt und daß man die Lichter auch tagsüber anlassen muß.

„Sind die Dänen ausgestorben?“ fragt L.

„Anscheinend“, sage ich.

Auf beiden Seiten der Autobahn stehen Nadelbäume. Sie erinnern mich an die Landschaft, aus der ich komme, nur der Wald ist hier künstlich angepflanzt, die Bäume stehen in unnatürlichen Reihen und sind kleiner und irgendwie piefiger als die, die ich von früher kenne.

„Schengen“, sage ich.

„Hä?“ sagt L.

„Die Grenzkontrollen sind jetzt weg.“

„Ach so“, sagt L und lacht. „Die Vereinigten Staaten von Europa.“

„Genau. Hat sich nichts großartig geändert, oder? „

„Nee. Was machen wir jetzt?“

Wir sind schon bei der ersten Ausfahrt, aber es ist nicht diejenige, die wir uns ausgesucht haben. Die Landkarte liegt ausgebreitet auf meinem Schoß. Im Grunde genommen ist es egal, wo wir rausfahren, aber da wir uns nun einmal entschieden haben, besteht kein Anlaß, unsere Pläne zu ändern.

Ziel der Bootsfahrt war die Robbeninsel. Sie bestand aus nichts als einer versunkenen Felsnase, deren Spitze gerade noch oberhalb des Meeresspiegels lag und von den Säugetieren mit den neugierigen Augen und den witzigen Schnurrbärten kolonisiert worden war. Neben dem Leuchtturm und dem verschlafenen Hafen galt sie aber als eine der Sehenswürdigkeiten des Dorfes. Umgerüstete Fischerboote brachten Touristen im regelmäßigen Turnus dahin, um die Viecher zu bestaunen.

Nur ungefähr die Hälfte der Hochzeitsgäste war zum Polterabend eingetroffen, dennoch war es Raban Edwards mulmig, als er das Schiff bestieg. Die beiden Decks waren rappelvoll, Menschen preßten sich, Cocktails und Bierflaschen in der Hand, gegen die Reling, zu allem Überfluß hatten seine Eltern eine Dixiekombo angeheuert, deren Mitglieder zusammengequetscht mit ihren Instrumenten am Bug hockten. Das Boot kentert, dachte er, bevor wir den Hafen verlassen haben. Raban hatte keine Lust, seine ohnehin mäßigen Schwimmkünste unter Beweis zu stellen. Aussteigen war aber unmöglich, und es gab schlimmere Todesarten, als halbbesoffen auf hoher See unterzugehen. Er holte sich drei Bier für die Fahrt und suchte sich einen Platz neben einem Rettungsring aus.

Mit an Bord waren viele ältere Familienfreunde. Als Kind hatte er mit ihnen wenig anzufangen gewußt, ihre sommerlichen Besuche hatten sogar oft Streit ausgelöst, weil seine Eltern ein besonders musterhaftes Benehmen verlangt hatten. In der Seemannskneipe auf der Werft war er überrascht, daß die Namen

ihm sofort einfielen. Es gab kaum eine Warmlaufphase, als ob Wochen und nicht Jahre vergangen wären, seitdem man sich zum letzten Mal gesehen hatte. Doch etwas war anders. Die Frauen sprachen von ihren jetzt erwachsenen Kindern, erzählten, was sie machten, wo sie lebten, mit wem sie zusammen waren und so weiter. Raban dachte an die Jungen und Mädchen, mit denen er damals hatte spielen müssen, und versuchte sich vorzustellen, wie sie jetzt aussahen. Die Männer dagegen wollten sich über Sport unterhalten. Ob er das Spiel vorgestern gesehen hätte. In der Zeitung stand, der arme Ersatzwerfer müsse sich operieren lassen, unklar bliebe, ob das linke Auge gerettet werden könne oder nicht. Mit den Red Sox jedenfalls war es in dieser Saison, so die einhellige Meinung, definitiv vorbei.

Das Boot fuhr an, alle stolperten und versuchten, sich an etwas festzuhalten. Es waren verhältnismäßig wenige Freunde des Brautpaares an Bord, Raban erkannte lediglich ein paar Freundinnen seiner Schwester aus dem Dorf, und sie waren nicht besonders hübsch. Einmal vor etwa zehn Jahren hatte er auf einer Hochzeit einen One-Night-Stand gehabt, der ihm ein Gefühl des Triumphs gab. Plötzlich spürte er einen Schmerz in der Seite.

„Na, Raban, komisches Gefühl, was? Wenn die kleine Schwester heiratet.“

Lement Smith, der ihm den Rippenstoß verpaßt hatte, war ein Freund seines Vaters aus der Studienzeit, ein riesiger Typ, hundertfünfzig Kilo schwer, mit einem großen Kopf wie Charlie Brown oder jetzt Abraham Lincoln. Vielleicht konnte er deswegen Onkel Lement schon als Kind immer gut leiden. Oder vielleicht wegen der Tatsache, daß Onkel Lement erst spät geheiratet und deshalb bei seinen Besuchen niemanden dabei hatte, vor dem er sich hatte anständig benehmen müssen. Jedenfalls war Raban froh, den Mann zu sehen. So wie er breitbeinig mit zwei geschlossenen Bierflaschen vor ihm stand, hatte sich bis auf das etwas schütter gewordene Haar wenig verändert.

„He, Lement, wie geht's dir? Du suchst wohl einen Öffner.“

Raban nahm dem Mann eine Flasche aus der Hand und machte sie mit seinem Feuerzeug auf.

„Wie hast du das denn gemacht?“

„Nun, so.“ Raban hielt das Feuerzeug, den Verschuß und die Flasche hoch, um den Griff zu demonstrieren.

„Genial“, sagte der Mann und lachte. „Das haben dir sicherlich die Europäer beigebracht.“

„Richtig. Gewisse Überlebenskünste braucht man in der Wildnis.“

„Da hast du recht. Prost. Auf die Hochzeit.“

„Auf die Hochzeit.“

Das Boot schaukelte sanft, als es die Küste entlangfuhr. In der Ferne konnten sie schon das Haus erkennen, in dem Raban aufgewachsen war, den kleinen asphaltierten Parkplatz davor, selbst den verrosteten Basketballkorb am Schornstein, wo er stundenlang geübt und ab und zu seine Bälle ans Meer verloren hatte. Das Gedudel der Dixiekombo vermischte sich angenehm mit den Stimmen der Passagiere und den Geräuschen des Motors und des Wassers. Trotz seiner langen Abwesenheit kannte Raban jedes Detail der Landschaft, der Salzwassergeruch war ihm so vertraut wie der seines eigenen Körpers. Auch dieser Lement Smith, an den er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte, aber den es immer gegeben hatte, so lange es ihn selbst gab. Raban ging es gut bei diesen Gedanken. Er hatte schon mit vierzehn diesem Ort und diesem Leben den Rücken gekehrt, trotzdem war es irgendwie beruhigend, daß es sie noch gab. Wer konnte wissen, ob man sie doch noch eines Tages brauchen würde?

„Jetzt“, sagte der große Mann mit dem Kindskopf, „muß ich aber ein ernstes Wörtchen mit dir reden. Du weißt schon: Wann heiratest du?“

Raban spürte ein Zucken in den Mundwinkeln.

„Du lachst, aber vergiß nicht, wer ich bin. Ich kenne dich, seit du bloß eine dreckige Idee deines Vaters warst. Du kannst mir

nichts vormachen. Ich war auch jahrelang in Europa. Ich kenne den Spaß. Warum glaubst du, habe ich so lange damit gewartet, mich unter das Ehejoch zu beugen? Aber eines Tages hast du keine Wahl. Du lernst die Frau deines Lebens kennen, du kommst nach Hause, du gründest eine Familie. Hab ich recht, oder stimmt's?“

Umschlungen von einem riesigen Arm merkte Raban, daß Onkel Lement sich ordentlich einen hinter die Binde gekippt hatte. Das Geräusch des Motors wurde leiser, die Dixiekombo spielte langsamer.

„Also los, sag schon, wann wirst du ein anständiger Mann?“

Raban überlegte, wie er die Frage beantworten sollte, aber es war unnötig. Der Motor ging aus, die Musik verstummte, jemand hinter ihm holte laut Atem. Das Boot schaukelte heftiger, trieb nur noch. Die anderen gingen zur Reling. Die Verhältnisse zwischen Raum und Zeit waren verzerrt, wie ein Traum, in dem das Ziel, das man unbedingt erreichen mußte, mit jedem Schritt weiter in die Ferne rückte. Es gab so viel, was er im Leben noch schaffen wollte.

„Ach guck mal. Wie niedlich.“

Sie waren angekommen. Auf den Fußspitzen konnte Raban über die anderen hinweg auf das Wasser schauen, wo etwa dreißig naßbraune Köpfe mit witzigen Schnurrbärten aufgetaucht waren. Die Menschen blickten auf die Robben, die Robben blickten zurück auf die Menschen. Onkel Lement war verschwunden. Einige hatten Kameras genommen und fotografierten. Es war der Höhepunkt des Polterabends, der Moment, auf den alle gewartet hatten. Die vorher noch wilde Stimmung war feierlich, fast sakral geworden. Das Boot schwamm auf die Felsnase zu. Keiner sprach. Wann heiratest du endlich? Raban mußte an Lena denken, die jetzt wahrscheinlich lachend mit Freunden in einer Kneipe saß, auf der anderen Seite des Ozeans. Er lächelte.

Der Kapitän warf den Motor wieder an, und die Robben tauchten unter, bis auf ein paar mutige, die dem wegfahrenden Boot

und dessen Insassen mit ihren neugierigen Robbenaugen folgten, als ob sie eine merkwürdige, für diese Welt nicht besonders gut ausgerüstete Spezies beobachteten.

Eigentlich wollen wir links nach Tønderen, aber an der Kreuzung am Ende der Autobahnausfahrt sind wir unentschlossen. Laut Ls Mutter, die einmal da war, sei Tønderen eine hübsche kleine Stadt. Laut Landkarte liegt Sønderborg, wohin die Straße in die andere Richtung führt, direkt am Meer, was sicherlich auch einen Reiz hat. L zupft an den Augenbrauen, wie immer, wenn sie sich nicht entscheiden kann. Hinter uns hupt ein Däne, weil wir so lange anhalten.

„Rechts oder links?“

Von rechts kommt ein Trecker mit Tempo dreißig. Wir schaffen es nicht mehr vor ihm auf die Landstraße.

„Fahr mal nach Sønderborg“, sage ich.

Daß dies eine Fehlentscheidung ist, wird bald klar. Vor Jahren sind wir spontan für ein Wochenende nach Kopenhagen gefahren, als uns der Alltagstrott auf die Nerven ging. Das war ein gelungener Kurztrip. Sønderborg sieht aber nicht wie Kopenhagen aus. Die Bucht, an der die Stadt liegt, ist sehr malerisch, ansonsten ist der Ort ein Paradebeispiel für europäisches Kleinstadtland. Überwiegend Nachkriegsgebäude, der Hafen längst stillgelegt, kaum ein Lokal, wo man einen Pølser bekommen könnte, geschweige denn ein Krabbenbrötchen. Die Einheimischen wirken lustlos und grau wie Waschbeton.

„Wohin jetzt?“ fragt L, während sie das Auto vor einem Billigkaufhaus parkt.

„Zum Marktplatz.“

„Bist du dir sicher?“

„Ach, Sie sind der Sohn.“

„Ach, Sie sind das Wunderkind.“

„Ach, Sie sind der Weltenbummler.“

„Ach, Sie sind der Gelehrte.“

„Ach, Sie sind der Aussteiger.“

„Ach, Sie sind der Deutsche.“

Auf der Feier nach der Zeremonie war Raban Edwards nicht nur leicht angetrunken, sondern auch etwas melancholisch. Die restlichen Gäste waren eingetroffen: entfernte Tanten und Onkel, Bekannte, die nur pflichthalber eingeladen worden waren, fleißige Freunde des jungen Ehepaares, die bis gestern arbeiten mußten. Die meisten kannte er nicht, aber alle schienen etwas von ihm gehört zu haben, ordneten ihn sofort ein. Auf der Veranda des alten Clubhauses, wo er früher Tennis gespielt hatte und wo jetzt die große Feier stattfand, dachte Raban über ihre Sätze nach. Im Grunde genommen erzählten sie schon die Lebensgeschichte, die er immer hatte schreiben wollen. Schade. Er hatte sich eher einen Bildungsroman vorgestellt als ein Haiku. Was hatte er bloß falsch gemacht?

Der Tag hatte früh begonnen und war zu hektisch gewesen, als daß er seiner Familie die mitgebrachte Urkunde hätte zeigen können. Schon um acht stand er auf dem Golfplatz mit seinem Vater, seinem Schwager und dessen Trauzeugen. Sie hatten ein paar Sixpacks getrunken und sich über das Geschäft unterhalten, und er hatte 120 Schläge benötigt, weil er gegen die frühe Stunde und den Kater kämpfen mußte. Kurz nach Mittag zogen sie sich um, die anderen nun im Frack, er in seinem blauen Leinenanzug mit breiten Streifen. Während die Gäste vom Parkplatz am Ende der Halbinsel hinaufgefahren wurden, gab es im Haus Cocktails. Seine Eltern hatten einen alten Straßenbahnwagen aus den Zwanzigern gemietet, der Fahrer ließ die Glocke jedesmal läuten, wenn er eine neue Gruppe absetzte. Die Trauung fand auf dem steilen Rasen vor dem Haus statt mit dem weiten blauen Meer im Rücken, das Raban durch jeden Tag seiner Kindheit begleitet hatte und dessen Schönheit ihm bald abhanden gekommen war. Der Pastor war gutgelaunt, machte sogar einen Witz aus der Pflichtfrage, ob jemand etwas gegen die Eheschließung des

jungen Paares einzuwenden hatte. Rabans Schwester verfiel sich wiederholt in ihrem Brautkleid, als sie versuchte, den Hang wieder hinaufzusteigen und mußte von ihrem Mann und ihrem Vater unter großem Gelächter hochgetragen werden. Anschließend gab es ein Bankett mit Hummer, Schellfisch und anderen Spezialitäten der Region. Reden wurden gehalten, neue Familienmitglieder umarmt, den beiden Glücklichen mehrmals zugestrotzt.

Raban war irritiert. Als Kind war es ihm manchmal peinlich, wenn Familienfreunde zu Besuch kamen. Das Haus war kein Schloß, das wußte er, es war teilweise selbst gebaut und in einem Stil eingerichtet, den Großstädter als Kitsch betrachteten. Auch jeder zweite Satz aus dem Mund seiner Eltern ließ ihn innerlich zusammenzucken. Die heutigen Feierlichkeiten hatten aber trotz des übertriebenen Aufwandes eine einfache und unleugbare Eleganz. Ohne daß es ihm aufgefallen war, hatte sich seine Familie in all den Jahren doch ein bißchen Stil zugelegt.

Jetzt wurde getanzt. Die Bluegrassband, auf besonderen Wunsch des Brautpaares von Boston hierher gereist, spielte schon seit einer halben Stunde: *Nobody's Business*, *New Mule Skinner Blues*, *Rolling in My Sweet Baby's Arms*, *Six Miles to the Graveyard*, *Blue Moon of Kentucky* und andere Kurzwellenklassiker aus seiner Kindheit. Seine Familie und ihre Freunde drehten sich und tanzten einen hemmungslosen Country-Waltz. Leider hatte der Nachschub an Gästen keine schönen Frauen gebracht. Das hübscheste Mädchen arbeitete hinter dem Serviertisch, der am anderen Ende der Veranda aufgebaut worden war. Noch ein Grund, dachte er, in der Nähe der Bar zu bleiben.

Sonderbar, daß man so gut zu Bluegrass tanzen konnte, obwohl es in den Liedern ausschließlich um Armut, Einsamkeit, Liebeskummer, Gott, Alkoholismus und ähnliches Elend ging. Die Gäste schienen nicht weiter auf die Texte zu achten, vielleicht waren sie ihnen egal. Oder vielleicht lag es am Banjo, einem Instrument, von dem der Komiker Steve Martin behauptete, es sei unmöglich, gleichzeitig Banjomusik zu hören und deprimiert

zu sein. Wie dem auch sei: Die Frauen hoben ihre Röcke und kickten mit den Beinen, die Männer pafften Zigarren, deren bitter riechender Rauch in Schwaden aufstieg, und stampften mit den Füßen. Seine Mutter tanzte am Arm des Pastors vorbei und rief ihm zu, er solle seine Schwester einmal auffordern, es würde ihr eine Freude machen. Hinter den Fichten auf der anderen Seite der Bucht, über deren Wasser die Klänge des Banjos, der Geige, des Kontrabaß und der Steelguitar hallten, ging die Sonne unter. Ein paar Mücken tanzten um die Lichter auf der Veranda. Das ist der Lohn für ein anständig geführtes Leben, dachte Raban, man darf sich zu solchen Anlässen gehen lassen, in dem sicheren Gefühl, alles richtig gemacht zu haben.

Ein Gast, ein stämmiger Typ mit kurzem schwarzgrauen Kraushaar, der schon eine Weile neben ihm gestanden hatte, fragte, ob er auch fremd hier sei. An seiner Seite klebte eine mindestens zwanzig Jahre jüngere Frau, nicht häßlich, aber auch nicht schön, die eine große, runde Goldbrille und ein Kleid mit tiefem Ausschnitt trug. Wegen des Altersunterschieds waren die beiden ihm schon aufgefallen, ohne daß er sie interessant gefunden hatte. Als er sich vorstellte, sagte dieser:

„Ach so, du bist der Autor.“

Das gefiel ihm besser. Vor drei Jahren hatte Raban, stolz wie ein Vater auf sein Neugeborenes, ein Buch über jüdische Schriftsteller in Deutschland veröffentlicht. Das Buch war bei einem renommierten akademischen Verlag erschienen, kostete 212 Mark und hatte eine Erstauflage von fünfhundert Exemplaren. Ein Jahr später hatte er sich entschlossen, die Unikarriere aufzugeben.

„Kennst du mein Buch?“ fragte er.

„Nein. Ich bin kein Wissenschaftler. Aber ich bin ein großer Freund der Literatur. Adam Varnowitz aus Boston.“

Raban schüttelte seine Hand und hörte zu. Varnowitz war nur in Begleitung der Frau hier. Tiffany Cramer, so hieß die kichemde Kreatur an seiner Seite, eine ehemalige Mitbewohnerin von

Rabans Schwester, hatte momentan keinen festen Partner, also sei er mitgekommen, damit sie nicht allein auf der Hochzeit herumhängen mußte. Beruflich sei er Arzt. Kosmetische Chirurgie.

„Melde dich bei den Red Sox“, sagte Raban. „Ich glaube, sie haben jetzt Bedarf.“

„Grausame Bilder“, sagte der Mann, den Kopf schüttelnd. „Aber interessant, daß du Baseball erwähnst. Ein Großonkel von mir war einer der ersten jüdischen Spieler, die es bis in die Profiligen geschafft haben. Hank Varnowitz, hieß eigentlich Chaim, 1948 bis 1950 bei den Brooklyn Dodgers. Du müßtest dich eigentlich für so eine Geschichte interessieren, oder?“

Endlich war es soweit, daß die Band *Foggy Mountain Breakdown* spielte. Die Gäste tobten sich aus, die Musik wurde immer schneller, die Holzbalken der Veranda bogen sich wortwörtlich unter dem Druck der stampfenden Füße. Wenn das so weitergeht, dachte Raban, brechen sie durch, und ich mit. Na, und wenn? Davon würde man wohl nicht sterben.

Er setzte sich auf einen Stuhl, Adam Varnowitz tat es ihm nach, die leicht dickliche Tiffany ließ sich auf dessen Schoß nieder. Wie ihm Maine gefalle, fragte er den Mann, um etwas zu sagen. Sehr gut, antwortete dieser, die Landschaft sei sehr pittoresk, die Hochzeit sehr niedlich, alles sehr urig. Er zeigte auf die Tanzfläche.

„Aber du tanzt auch nicht. Menschen wie wir sind – wie soll ich das sagen – anders gestrickt. Ich glaube, wir verstehen uns. Jetzt erzähl mal, was du machst. Ich würde es wirklich gerne hören.“

Raban erzählte und war geschmeichelt, daß der Mann ihm tatsächlich mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, obwohl die Frau ihm kichernd-kumpelhaft an der Krawatte fummelte und mit den Fingern durch das Haar fuhr. Nach dem hektischen Tag war es angenehm, sich etwas länger zu unterhalten. Der Mann stellte intelligente Fragen, schickte seine Freundin, oder was auch immer sie war, in regelmäßigen Abständen zum Schanktisch, um

Bier zu holen, und schien auch nachdenklicher zu sein als die übrigen Gäste. Nur daß er leider, wie Onkel Lement am Tag zuvor, bald einen im Tee hatte. Auf einmal unterbrach er Raban und sagte:

„Weißt du was, ich habe eine Idee. Nachher, wenn alles vorbei ist, kommst du bei uns vorbei. Wir bleiben in Ocean Reef Cottages, kennst du sicherlich. Da können wir uns in Ruhe austauschen.“

Obwohl sicher freundlich gemeint, war ihm dieses Angebot zu aufdringlich, außerdem lallte der Mann jetzt. Raban schaute hinüber zur Bar, zu dem hübschen Mädchen, zu den immer noch reichlichen Alkoholvorräten. Er hatte nicht vor, den ganzen Abend literarische Gespräche zu führen. Die Amis, dachte er. Entweder sie sind stocknüchtern und machen nur Smalltalk, oder sie gucken zu tief ins Glas und wollen tiefsinnig werden. Er stand auf.

„Ich glaube, ich muß jetzt meine Schwester auffordern. Sonst bekomme ich Ärger. Es war sehr nett, euch kennengelernt zu haben.“

„Bye-bye“, sagte Tiffany.

„Vielleicht sehen wir uns später“, rief Adam Varnowitz, als Raban sich schon weggedreht hatte.

„Ja, vielleicht“, rief er über die Schulter zurück und versuchte, seine Schwester unter ihren Freunden zu finden.

Die Frau sieht ziemlich schräg aus, maximal einsfüßig, mit einem überdimensionalen Kopf und einem Schielaugen. Nachdem sie zwei Kerzen angezündet hat, öffnet sie ein großes Buch und fängt an, wie eine Hexe daraus vorzulesen. Sie spricht fließendes, aber dänisches Deutsch, der Akzent läßt selbst das Banalste von dem, was sie sagt, merkwürdig klingen. Im Namen der Gemeinschaft, sagt sie, möchte sie sich bei uns bedanken, daß wir Sønderborg ausgewählt haben.

Der Raum hat hohe Decken, ist aber nicht alt. An den schlicht

gehaltenen Wänden hängen lediglich ein paar Ölporträts und eine Tafel mit den Namen und Daten von Verstorbenen. Selbst die Buntglasfenster wirken eher prosaisch als schmückend. In der Mitte des Raumes steht ein riesiger, runder Holztisch mit Mikrofonen und Kopfhörern vor jedem Sitzplatz. Möglicherweise verleihen die Größe des Tisches und die Anlage den Vorgängen hier die nötige Würde. Wie die beiden flackernden Kerzen neben dem Rednerpult.

L steht neben mir und hält meine Hand. Die Frau liest nicht mehr aus dem Buch vor, diesen Teil kennt sie auswendig. Sie möchte sich vergewissern, sagt sie, daß wir uns des Ernstes unseres jetzigen Vorhabens bewußt sind. Das verlangt sowohl die Ehre als auch die Moral der Gemeinschaft, in deren Auftrag sie nun vor uns steht. Sie sieht erst mich, dann L an. Eigentlich sieht sie uns beide gleichzeitig an, je nachdem, von welchem Auge man spricht.

Mir ist einzigartig zumute. Plötzlich bin ich der zehnjährige Baseballspieler in der Jugendliga, der mit zitternden Knien und einem zu schweren Schläger am Home Plate steht, während alle anderen auf mich sehen und warten, daß ich versage. Diese kleine Frau übt schon Autorität aus, mehr Autorität, als ich für möglich gehalten hätte, als wir die Vorbereitungen zu unserem kurzen Dänemarkausflug trafen. Andererseits, so wie sie aussieht, wäre sie nicht fehl am Platz im Zirkus. Ich muß mir auf die Lippe beißen, um ein blödes Grinsen zu verkneifen.

Durch ihre Hand spüre ich, daß Ls Körper neben mir bebt, als ob sie auch etwas verkneifen müßte. Ob es ein Lachen oder ein Weinen ist, wüßte ich gern. Wenn ich sie anschauen könnte, wüßte ich's. Das darf ich aber nicht. Denn eines der beiden schwarzen Koboldaugen ist jetzt deutlich auf mich gerichtet und verlangt nach einer Antwort.

Raban Edwards klopfte an die Tür. Wie spät es war, wußte er nicht. Er hatte an dem Morgen vergessen, seine Armbanduhr

umzubinden, und war auch später nicht dazu gekommen. Er konnte die Zeit nur raten, indem er zählte, wie viele Biere er etwa getrunken hatte. Vierzehn waren es bestimmt, und Raban glaubte nicht, daß er noch auf den Beinen wäre, wenn er mehr als eins pro Stunde getrunken hätte. Vielleicht hatte er aber das eine oder andere vergessen. Egal. In dem kleinen Haus brannte Licht, und die Fußtritte klangen nicht so, als ob sie aus dem Bett kommen würden.

„Hallo. Komm doch rein. Setz dich. Kann ich dir was anbieten?“

Das Wohnzimmer war mit der rustikalen Schlichtheit aller Ferienhäuser in der Gegend eingerichtet, die dilettantischen Aquarelle an den Wänden stellten die gleiche Seenlandschaft dar, die tagsüber vom Fenster aus zu sehen war. Raban bekam ein kaltes Bier in die Hand gedrückt. Er wollte sich bedanken, fragen, ob er störe, erklären, daß er nicht lange bleiben würde. Eine plötzlich auftretende Artikulationsschwierigkeit ließ das aber nicht zu.

„Interessant, daß du gerade jetzt vorbeikommst. Ich beschäftige mich nämlich gerade mit einem Kollegen. In englischer Übersetzung, versteht sich.“

Adam Varnowitz hielt das Buch hoch, das neben seinem Sessel lag. Kafkas Erzählungen. „Wenn ich aber selbst unterscheide zwischen *man* und *ich*, wie darf ich mich dann über die anderen beklagen.“ Er sei nicht mehr in der Branche tätig, wollte er einwenden, Varnowitz redete aber weiter.

„Ein großer Mann, ein sehr großer Schriftsteller, einer, dessen sinnliche Seite immer unterschätzt wird.“

Raban konnte nicht viel mit dieser Behauptung anfangen. Die Luft im Raum roch leicht nach Mottenkugeln. Wie war es möglich, daß die scheinbar endlosen Biervorräte auf der Feier auf einmal erschöpft gewesen waren? Varnowitz hatte im Gegensatz zu ihm seine Jacke und Krawatte ausgezogen, saß mit halboffenem Hemd im Sessel.

„Weißt du, warum wir immer gute Schriftsteller hervorgebracht haben? Weißt du es?“

So, wie das Wort „wir“ betont wurde, schien es Raban, als ob er mit eingeschlossen werden sollte. Er wollte das Mißverständnis aufklären, erinnerte sich aber, daß dieser Mann sicherlich bemerkt hatte, daß heute keine Weingläser zerschmettert worden waren und daß die Bibel und nicht die Thora den Ton angegeben hatte.

„Komm, ich zeige es dir.“

Er führte ihn an der Hand ins Nebenzimmer. Da, auf einem Doppelbett, schlief Tina oder Theresa oder wie sie geheißen hatte. Verrenkt wie ein kleines Kind lag sie unter einem dünnen Bettlaken.

„Weil wir verstehen, daß Literatur und Erotik ein und dasselbe sind“, sagte Varnowitz, ohne seine Stimme zu senken.

Raban sagte nichts.

„Du kannst meine Freundin ficken, wenn du willst.“

Rabans Zunge war gelöst. Er brabbelte etwas vor sich hin, was selbst in seinen Ohren keinen Sinn machte, aber als eine Verneinung aufgenommen wurde. Die schlafende Frau drehte sich um.

„Es ist völlig okay. Du verletzt mich nicht. Sie ist wirklich eine klasse Frau. Schau sie dir mal an. Es wäre schade, so eine junge Blüte verwelken zu lassen. Siehst du, seit meinem Zweiundvierzigsten ist leider bei mir der Ofen aus.“

Theresa wachte auf, dehnte sich und suchte nach ihrer Brille. Raban wollte sich für die Störung entschuldigen, geriet aber wieder ins Stammeln. Diese junge Blüte war wirklich keine Schönheit, nicht fett, aber leicht mollig, mit zu kleinen Augen, einem zu breiten Unterkiefer und einer billig aussehenden Frisur. Er wurde wieder ins Wohnzimmer zurückgeführt.

„Raban, Raban, setz dich wieder hin. Es tut mir leid, ich wollte dir nicht zu nahe treten. Ich dachte nur ... ach, wir verstehen uns, oder?“

Nichts wie weg, dachte er. Bier austrinken, sagen, er sei

müde, und dann weg. Nur: Die Flasche war voll. Er hatte zuviel getrunken, er wußte, ihm würde schlecht werden, wenn er das Bier kippte, und der Mottenkugelgeruch machte die Situation auch nicht besser. Theresa war ihnen ins Wohnzimmer gefolgt, saß ihm gegenüber auf einem Sofa. Sie hatte einen dünnen, falschseidenen Bademantel um sich gerafft, aber nicht richtig zugeschnürt. Er konnte nicht anders als dasitzen, zuhören und an seiner Flasche nippen, so schnell es ging.

„Du kannst dir vorstellen, wie es mir ergangen ist, als ich festgestellt habe, daß ich impotent war. Grausam, für mich, auch für Tiffany. Nicht wahr, Schatz? Aber mein Zustand eröffnete auch neue Horizonte. Da nichts mehr normal lief, waren wir gezwungen zu experimentieren, unsere Phantasie zu benutzen. Wir ließen die alten biedereren Vorstellungen fahren. Dabei taten sich neue Welten auf. Unter anderen die Welt der Literatur.“

Entsetzt, aber gebannt, sah er, wie Tiffany anfang, sich die fleischigen Oberschenkel zu streicheln. Sie trug drei Ringe an der rechten Hand, ihre Finger waren kurz und dick, die Nägel türkis lackiert.

„Wir haben einen Weg zurückgefunden zu einer echten Kultur und zu einer freieren Form der Sexualität. Weißt du, was wir machen, während die Massen sich einskommadreimal pro Woche verschämt in der Missionarsstellung fortzupflanzen versuchen? Wir lesen. Ja, Raban, wir lesen. Manchmal mit anderen, manchmal allein, so groß ist die Vielfalt, wenn man sich daran gewöhnt hat, anders zu denken. Ich greife zum Buch, suche mir eine Passage aus und lese meiner Liebsten etwas vor. Kannst du dir was Schöneres vorstellen?“

Zwei von Tinas Fingern führen jetzt über ihre dichtbehaarte Vagina. Erst langsam, dann schneller kam ein Geräusch wie von einer Bürste auf einer feuchten Teflonpfanne. Der Mittelfinger zog die rechte Schamlippe zur Seite. Der Zeigefinger tauchte hinein bis zum Knöchel. Die Hand spannte sich fest und die Cellulite am Schenkel fing an zu zucken, während der Finger

das Fleisch massierte. Dabei hatte Raban das Gefühl, etwas seit langem Vergessenes wieder zu erleben.

„Ja, schau dir das gut an, Raban. Du brauchst nicht verlegen zu sein. Das ist nur natürlich. Wir verstehen uns, oder? Denn du gehörst auch zu den Aufgeklärten, zu den Europäern. Weißt du, was das ist, Raban? Weißt du es? Das ist die Erotik. Hör auf das Wort, Raban. Verstehst du, was alles darin ist? ER – das ist der Mann, das ist der Schwanz, das bist du, Raban. O – das ist das Weib, das ist das Loch in der Mitte, das Alpha und Omega. Das ist Literatur. Das ist der Grund, weshalb du ...“

Raban Edwards erfuhr nicht mehr, was das „TIK“ hieß, wollte es auch nicht wissen. Ohne sein Bier ausgetrunken zu haben, stand er auf und verließ das kleine Ferienhaus. Die Nacht war warm, und der Halbmond beleuchtete den Weg durch die wie schwarze Arme und Beine wirkenden Nadelbäume an der schmalen Straße auf der Halbinsel. Mehr als einmal stolperte er, das Rennen war schwierig in seinem Zustand. Das dunkle, stille Clubhaus ließ er zu seiner Linken. Alkoholflaschen, Dekorationen und der Serviertisch standen immer noch auf der Veranda. Es gab keinen Grund, so zu rennen. Trotzdem rannte er, atemlos, als ob die Gefahr, die er sich seit drei Tagen eingebildet hatte, direkt hinter ihm gewesen wäre.

An der Bar habe ich eine sonderbare Bitte: Ob man das Bier in die beiden mitgebrachten Gläser einschenken könnte. Die Kneipe sieht nicht nach Extrawünschen aus. Der Barkeeper hat einen Goldzahn, die paar Kunden verschwenden ihr Geld im Spielautomaten, eine Stimme im Radio schreit hysterisch über die Aussichten eines bevorstehenden Spiels zwischen Manchester United und Brøndby. Ein Schild hinter dem Tresen wirbt in krakeliger Handschrift für Starkøl. 40 Kronen. Wieviel das ist, weiß ich nicht, auf jeden Fall nicht teuer.

„Aber natürlich“, sagt der Barkeeper auf deutsch, lächelt und nimmt mir die Gläser aus der Hand.

„Mange Tak“, sage ich. „Sehr nett von Ihnen. Mange Tak.“

L und ich haben nicht viel geredet auf dem Weg hierher. Mir war, als ob wir uns auf einem anderen Planeten mit doppelter Schwerkraft bewegt hätten. Was sollte man auch sagen? Die einzige Frage war, in welcher der desolaten Kneipen um das Rathaus herum man eventuell etwas trinken konnte, ohne gleich Ärger zu bekommen. L sitzt am Fenster. Ich stelle das Bier auf den Tisch und setze mich ihr gegenüber. Wir heben die Gläser. Wir schauen uns an. Ein feierlicher Moment.

„Ach, die Dänen. Wer würde sonst wildfremden Menschen bei so einem Anlaß Biergläser schenken?“

Wir lachen.

„Und die Bürgermeistervertreterin.“

„Oh Gott, ja, ich bin fast geplatzt, als sie uns für die Ehre dankte, daß wir hierher gekommen sind.“

„Ich konnte immer nur an den Trecker denken.“

„Ich auch.“

Kichernd wie Schulkinder prosten wir uns zu. Der Barkeeper und die anderen Kunden schauen zu uns herüber, etwas verblüfft, während L die Urkunde aus dem Umschlag nimmt. Oben prangt das Stadtwappen, unten sind alle Angaben gleich sechssprachig vorgedruckt. Spanisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, Englisch und natürlich auch Dänisch. Das Formular sieht billig aus, gleichzeitig ist es aber irgendwie liebevoll gemacht.

„Tja, da haben wir's“, sagt L. „Ich wollte nie erleben, daß mein Name auf so was steht. Und jetzt steht er da.“

„Betrachte dieses Papier als das, was es ist“, sage ich. „Eine Aufenthaltsgenehmigung, eine Arbeitserlaubnis, ein unbefristetes Bleiberecht.“

„Stimmt. Na denn, herzlich willkommen in den Vereinigten Staaten von Europa. Danke, daß Sie uns ausgewählt haben.“

„Nur schade, daß ich einheiraten mußte.“

Vor Lachen können wir nicht mehr reden. Später lasse ich den Barkeeper ein paar Fotos von uns machen, mit der Einweg-

kamera, die wir vor der Zeremonie in der Drogerie am Rathaus gekauft haben. Als ich die Getränke bezahlen will, lehnt er das Geld ab.

„Auf Kosten des Hauses“, sagt er. „Herzlichen Glückwunsch.“

Es leben die Dänen. Jetzt müssen wir nur noch entscheiden, was wir mit dem Rest des Tages machen. Eigentlich, meint L, müßten wir ins Hotel einchecken und Champagner trinken und Hummer essen. Unseren neuen Status richtig klassisch feiern. Die Stadt sieht aber nicht so aus, als ob man hier Champagner und Hummer bekommt. Vielleicht wäre es besser, einfach wieder zurück nach Flensburg zu fahren. Es gibt bestimmt was Nettes in Flensburg, oder?

„Erzähl mir, was du Besonderes machen möchtest“, sagt L.

„Ich würde am liebsten mit dir schlafen“, sage ich.

Niemand leistete Raban Edwards Gesellschaft, als er auf den Aufruf für seinen Flug wartete. Ihm war das recht. Er saß in der Bar, der einzigen Raucherzone in Boston Logan Airport, und versuchte ein Fazit zu ziehen, so wie jedesmal, wenn er nach einem Amerika-Besuch zurückflog. Er sollte weniger trinken. Literatur war schädlich. Die Amis hatten ein Rad ab. Heimatgefühle waren Quatsch. Auch Vorahnungen von Gefahr. Die einzige Gefahr war er selbst. Und sie war jetzt überstanden.

Den schwarzen Samsonite-Koffer hatte er abgegeben, neben dem Tisch lag die blaue DJ-Tasche mit den besonders wichtigen Sachen. Von der Urkunde hatte er keinen Gebrauch gemacht. Er hätte sich die Szene genau ausgemalt, wie er das Papier in einem ruhigen Moment lapidar herausziehen würde, um seine Familie Bauklötze staunen zu lassen. Wozu überhaupt? Er bestellte ein Cherry Ale von der Samuel-Adams-Brauerei, gab dem uniformierten Typen, der das Bier brachte, einen Schein mit dem großen Lincolnkopf und trank einen Schluck. In Berlin kostete das Bier fünf Mark, nicht fünf Dollar. Auf seinem Tisch hatte jemand eine Zeitung liegenlassen. Oben auf der Sportseite war

ein Artikel über die weiteren Operationen, die dem verletzten Ersatzwerfer der Boston Red Sox bevorstanden. Draußen war es schon dunkel, der Flug war wohl verspätet, er würde noch eine Weile allein in der Kneipe warten müssen. Er nahm die Zeitung aber nicht in die Hand. Denn er dachte:

Morgen früh, wenn der Flieger nicht abstürzt, holt mich Lena vom Flughafen Tegel ab. Wir werden in unsere Wohnung fahren und ins Bett gehen, ich werde ausschlafen, abends treffen wir uns mit Freunden, in einer Kneipe, die nicht Teil einer Kette ist und wo die Bedienung sich einen Dreck um einen schert. Oder ein paar Leute zu uns einladen, wir können auf dem Balkon sitzen, Bier trinken und zugucken, wie die Schwäne langsam im Landwehrkanal vorbeischwimmen. Ist auch schön. Was kümmert mich Baseball? Ich fahre nach Hause.